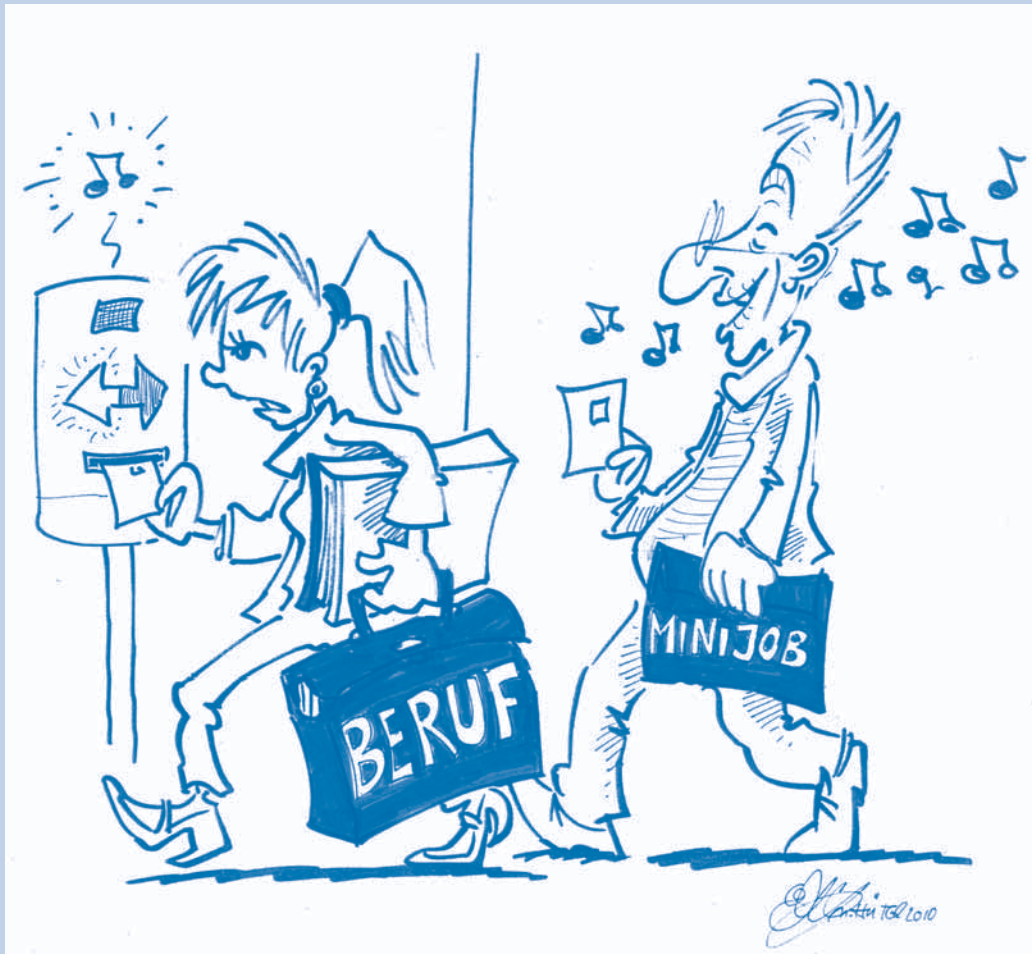


Alexander Graetz, Sven Kathöfer, Klaus Kock

Einstweilig nicht im Ruhestand

Eine empirische Studie über Motive und Hintergründe
von Erwerbsarbeit jenseits der Altergrenze



Alexander Graetz, Sven Kathöfer, Klaus Kock

Einstweilig nicht im Ruhestand

**Eine empirische Studie über Motive und Hintergründe
von Erwerbsarbeit jenseits der Altersgrenze**

Impressum:

Einstweilig nicht im Ruhestand
Eine empirische Studie über Motive und Hintergründe von
Erwerbsarbeit jenseits der Altersgrenze
Alexander Graetz, Sven Kathöver, Klaus Kock
Sozialforschungsstelle Dortmund
Zentrale wissenschaftliche Einrichtung der TU Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr. 178
ISSN: 0937-7379

1. Auflage Dortmund, Oktober 2010

© Kooperationsstelle Wissenschaft-Arbeitswelt

Sozialforschungsstelle

Technische Universität Dortmund

Iris Kastel-Driller

Evinger Platz 17

D-44339 Dortmund

Tel.: +49(0) 231-8596-140

Fax: +49(0) 231-8596-144

eMail: Kastel@sfs-dortmund.de

<http://www.sfs-dortmund.de>

<http://www.kowa-dortmund.de>

Umschlaggestaltung: Michael Banos

Layout: Iris Kastel-Driller

Titelgrafik: Michael Hüter

Fotos: © Jochen Falk

Inhalt

1. Einleitung: Wieviel Arbeit braucht der (alte) Mensch?	7
2. Zur Methode der Untersuchung	10
3. Acht Fallgeschichten	11
Frau A, Hochschuldozentin	11
Herr B, Instituts- und Projektleiter	13
Herr C, Webadministrator	16
Herr D, Zeitungs- und Postbote	19
Frau E, Medizinisch-technische Assistentin	22
Herr F, Immobilienmakler	24
Frau G, Zeitungs- und Postbotin	27
Frau H, Reinigungskraft	29
4. Motive für die Erwerbstätigkeit von Rentnerinnen und Rentnern	32
4.1 Finanzielle Motive	32
4.2 Arbeit als Teil des Lebens	34
4.3 Persönliche Herausforderungen	36
4.4 Selbstverwirklichung	39
4.5 Anerkennung	41
4.6 Zwischenmenschliche Beziehungen	44
5. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	47
5.1 Die Notwendigkeit zu arbeiten	47
5.2 Die Möglichkeit zu arbeiten	48
5.3 Der Wunsch zu arbeiten	49
5.4 Gibt es eine Pflicht zu arbeiten?	50
6. Ausblick: Rettet den Ruhestand!	52

Die Autoren

Alexander Graetz studiert Soziale Arbeit am Fachbereich Angewandte Sozialwissenschaften der Fachhochschule Dortmund.

Sven Kathöfer ist Bachelor of Arts (Soziale Arbeit) und studiert Soziologie an der Universität Bielefeld.

Dr. Klaus Kock, Diplom-Soziologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kooperationsstelle Wissenschaft – Arbeitswelt in der Sozialforschungsstelle Dortmund. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Kooperation Wissenschaft – Arbeitswelt, Betriebliche Sozialbeziehungen, prekäre Beschäftigung.

Vorwort

Mit der Schriftenreihe „fair statt prekär“ greift die Kooperationsstelle ein zentrales Problem der gegenwärtigen Arbeitsgesellschaft auf: die zunehmende Verunsicherung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern durch Flexibilisierung und Deregulierung der Beschäftigungsverhältnisse. „Precarius“ meint im Lateinischen so viel wie „auf Widerruf gewährt, unsicher, unbeständig“. Prekarisierung lässt sich in diesem Sinne umschreiben als sukzessive Rücknahme von Schutzregelungen, die zur Sicherung vor den Risiken der Lohnabhängigkeit in jahrzehntelangen Auseinandersetzungen vereinbart und erstritten worden waren. Schon längst geht es nicht mehr nur um die Bildung einer prekären Peripherie, auch die „Stammebelegschaften“ sind von der Destabilisierung des Beschäftigungssystems betroffen – sei es durch direkte Deregulierung oder durch indirekt wirkende Einschüchterung.

Was in der Wirtschaftspresse als „Freisetzung von Marktkräften“ gefeiert wird, empfinden die betroffenen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer schlicht als Zumutung und unfaire Behandlung. Proteste richten sich gerade auch dagegen, dass Unternehmen rücksichtslos ihren Vorteil auf Kosten von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern suchen. Dass Beschäftigte trotz harter Arbeit kein ausreichendes Einkommen erzielen, wechselnden Auftragslagen der Unternehmen ausgeliefert sind, Diskriminierungen und willkürliche Behandlung erdulden müssen – dies ist nicht nur ein Armutszeugnis für eine reiche Gesellschaft, es widerspricht auch den ethischen Grundsätzen einer Demokratie.

In der Broschürenreihe „fair statt prekär“ werden in loser Folge verschiedene Beiträge veröffentlicht, die das gemeinsame Ziel verfolgen, die Wirkungen der Prekarisierung auf Arbeitsbedingungen und Lebenslagen in der Region präziser herauszuarbeiten. Der Schwerpunkt liegt dabei weniger darauf, Abweichungen von einem eher abstrakten Maßstab „Normalarbeitsverhältnis“ festzustellen. Es geht vielmehr darum, Prozesse der Prekarisierung zu erfassen und Ansatzpunkte für Interventionen im Sinne einer fairen Beschäftigung herauszuarbeiten.

Das *vorliegende Heft* befasst sich mit einem Personenkreis, der nach allgemeiner Auffassung eigentlich außerhalb des Beschäftigungssystems angesiedelt ist. Erwerbstätigkeit von Rentnerinnen und Rentnern ist noch selten im Zusammenhang mit prekärer Beschäftigung analysiert worden. Bereits heute findet sich unter den Beschäftigten in sog. Minijobs ein großer Anteil von Personen im Alter von 65 und älter. Auch bei den Selbständigen kann eine große Zahl älterer Personen festgestellt werden. Es deutet einiges darauf hin, dass sich diese Entwicklung fortsetzt und in Zukunft mehr alte Menschen erwerbstätig sein werden.

Die Erklärungen aus Politik und Wissenschaft sind allerdings widersprüchlich. Was sich für die Einen als zwangsläufige Reaktion auf die zunehmende Altersarmut darstellt, interpretieren die Anderen als Wunsch der Älteren, auch nach Erreichen des Rentenalters weiter aktiv zu sein. Die vorliegende Studie verfolgt die Absicht, auf der Grundlage von Interviews mit erwerbstätigen Rentnerinnen und Rentnern einen differenzierteren Einblick in verschiedene Motive und Hintergründe zu geben.

Die Studie ist Ergebnis eines Praxissemesters, das zwei Studierende vom Fachbereich Angewandte Sozialwissenschaften der Fachhochschule Dortmund an der Kooperationsstelle absolviert haben. Unter der Leitung von Klaus Kock haben Alexander Graetz und Sven Kathöfer ein Forschungskonzept entwickelt und selbständig acht Interviews mit Rentner/innen durchgeführt. Die Auswertung der Interviews erfolgte in einem gemeinsamen Diskussionsprozess.

Die Autoren möchten sich an dieser Stelle bei allen Interviewten herzlich bedanken für die sehr offenen Auskünfte, die sie uns über sich und ihre Arbeit gegeben haben.

Klaus Kock
für die Kooperationsstelle Wissenschaft – Arbeitswelt
Sozialforschungsstelle, TU Dortmund

1. Einleitung: Wieviel Arbeit braucht der (alte) Mensch?

„Immer mehr Rentner arbeiten“ meldete die „Westfälische Rundschau“ am 12.9.2008. Hintergrund war eine Pressemeldung des DGB und verschiedener Sozialverbände in Dortmund, die sich zusammengeschlossen haben zu einem „Netzwerk für eine Rente, die zum Leben reicht“. In der Tat zeigen die Zahlen der Bundesagentur für Arbeit einen Anstieg der Beschäftigung jenseits der Altersgrenze. Am 30.6.2009 wurden in der Region Dortmund-Hellweg¹ 15.493 Beschäftigte im Alter von 65 und älter verzeichnet, darunter 13.272 (= 85,7%) in sog. Minijobs, d.h. geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen mit einem Monatseinkommen von bis zu 400 EUR. Legt man die bundesweiten Zahlen aus dem Mikrozensus zugrunde, sind dies nur etwa 55% aller Erwerbstätigen im Alter von 65 und älter. Es müssen noch etwa 12.500 Personen hinzugerechnet werden, die als Selbständige erwerbstätig sind. Zusammen gerechnet ergibt dies in der Summe für die Region etwa 28.000 Personen im Rentenalter, die nach wie vor einer Erwerbsarbeit nachgehen.

Für Gewerkschaften und Sozialverbände liegt die Erklärung auf der Hand: „Sie müssen arbeiten, um halbwegs über die Runden zu kommen“, wird der damalige DGB-Vorsitzende Eberhard Weber von der WR zitiert. „Die Entwicklung der Renten ist durch einen nie dagewesenen Wertverfall geprägt“, bestätigt die Vorsitzende des Sozialverbandes, Marianne Saarholz.

Im 5. Altenbericht der Bundesregierung wird dies ganz anders gesehen. Die beauftragten Expertinnen und Experten interpretieren das zunehmende Interesse älterer Menschen an einer Erwerbstätigkeit eher als Ausdruck einer neu gewonnenen Wahlfreiheit der älteren Bevölkerung: „Arbeitskräfte, die sich

selbst in ihrer Arbeit realisieren können und dafür noch die nötigen Fähigkeiten, Energien und Gesundheit haben, wollen lange arbeiten, oft länger als bis zum Rentenalter. Andere mit geringen Handlungsspielräumen und Gesundheitsproblemen wollen ihre verbleibenden Energien eher in die neuen Freiheiten eines vorzeitigen Austritts aus dem Erwerbsleben investieren.“²

Wo liegt die Wahrheit? Ist Erwerbsarbeit jenseits der Altersgrenze eher Ausdruck materieller Not oder erfolgt sie in freier Entscheidung für ein inhaltlich interessantes Leben auch nach dem 65. Geburtstag? Dies war die Ausgangsfrage unserer Untersuchung. Wir wollten wissen, warum jemand einer Erwerbstätigkeit nachgeht, obwohl er oder sie das Rentenalter erreicht hat.

„Warum geht wohl jemand arbeiten?“ war die Antwort der siebzjährigen Frau H., auf unsere Frage, aus welchen Gründen sie weiterhin erwerbstätig ist. Etwas verständnislos betonte sie, dass sie natürlich wegen des Geldes an zwei Tagen in der Woche in einer Arztpraxis putzt. „Was soll ich machen? Mit den paar Kröten auskommen, die mir da noch übrig bleiben?“ Was zunächst eindeutig klang, stellte sich im weiteren Verlauf des Interviews aber doch als wesentlich differenzierter dar. Frau H. weiß es sehr zu schätzen, dass sie am Arbeitsort auf andere Menschen trifft. Zudem betrachtet sie ihre Arbeit auch als eine Art Training: „Ein Mensch, der immer in Bewegung ist, der ist ja auch viel gesünder.“

Was hier aufscheint, ist die in der Arbeitssoziologie, insbesondere in der Arbeitslosenforschung gut dokumentierte Ambivalenz der Erwerbsarbeit. Zwar ist sie immer instrumentell auf die Erzielung eines Einkommens gerichtet, für das eine bestimmte – unter Umständen belastend wirkende – Leistung abzuliefern ist. Das Geld ist jedoch nie das einzige Motiv. Arbeit beinhaltet für die Arbeitenden immer bestimmte Sinn-dimensionen, die über das Materielle hinausgehen.

Ist dies aber auch bei Rentnerinnen und Rentnern so? Bei Personen also, die ihr Leben lang gearbeitet haben, um nun ihren wohlverdienten Ruhestand zu genießen? Vermissen sie die Erwerbstätigkeit

¹ Dortmund, Hamm, Kreis Unna, Kreis Soest. Die Zahlen für die einzelnen Teilregionen:

	geringfügig	sozialvers.pfl.	gesamt
Dortmund	5.068	987	7.042
Hamm	1.633	248	2.129
Kreis Unna	3.322	504	3.826
Kreis Soest	3.249	482	3.731

² Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland; Berlin 2005; S. 87

auf ähnliche Weise wie unfreiwillig arbeitslos gewordene Jüngere? Warum gehen Menschen auch jenseits der Altersgrenze weiterhin einer Erwerbsarbeit nach? Wir wollten wissen, welche materiellen und immateriellen Motive Menschen veranlassen, die Unruhe der Erwerbsarbeit einem „wohlverdienten Ruhestand“ vorzuziehen.

Anknüpfungspunkte fanden wir dafür unter anderem in der Arbeitslosenforschung. Marie Jahoda, eine der Mitverfasserinnen der klassischen Studie über die „Arbeitslosen von Marienthal“³ hat 1983 ihre Erfahrungen in einem Buch mit dem Titel „Wieviel Arbeit braucht der Mensch?“⁴ prägnant zusammengefasst. Sie zeigt: Wenn die Arbeit fehlt, wird den betreffenden Personen bewusst, was sie ihnen bedeutet. Während Berufstätige eher die belastenden Aspekte der Arbeit thematisieren, treten in der Verlusterfahrung der Arbeitslosigkeit die positiven Aspekte umso deutlicher hervor. Jahoda arbeitet fünf „Erlebnisperspektiven von Arbeit“ heraus:

- **Strukturierung der Zeit:** Zur Erwerbsarbeit gehört ein fester Zeitplan, der sowohl ihre Dauer als auch ihre Lage und die innere Struktur der Arbeit regelt. Arbeit ist ein Mittel, um den Tag, die Woche, das Jahr zu strukturieren, sich selbst im Fluss der Zeit zu verorten.⁵
- **Soziale Erfahrungen:** Gemäß dem gesellschaftlichen Wesen des Menschen spürt das Individuum ein Bedürfnis nach sozialen Kontakten. Im Vergleich zu privaten Beziehungen in der Familie sind Arbeitsbeziehungen emotional ruhiger und sachlicher.⁶
- **Beteiligung an kollektiven Zielen:** Die Zusammenarbeit mit Anderen hat in der Arbeit vorwiegend sachliche Aspekte. Es gibt ein gemeinsames Ziel, es wird etwas Nützliches hergestellt.⁷
- **Entwicklung einer persönlichen Identität:** Status und Prestige eines Menschen sind in der heutigen Gesellschaft eng an den ausgeübten Beruf gebun-

den. Das Individuum übernimmt diese Zuweisung in sein Selbstbild. Die Identität des einzelnen wird wesentlich durch die Arbeit mitbestimmt.⁸

- **Regelmäßige Aktivitäten:** Erwerbsarbeit wirkt als mehr oder weniger direkter Zwang zur Auseinandersetzung mit der Umwelt. Vom arbeitenden Menschen werden Aktivitäten verlangt, er wird von Aufgaben herausgefordert, deren Lösung zur gesellschaftlichen Daseinsbewältigung beiträgt.⁹

Wenn hier die positiven Erlebnisperspektiven hervorgehoben werden, sollen damit nicht die Widersprüche in der Arbeitstätigkeit selbst verdeckt werden. Denn der Arbeitsprozess wird ja nicht mit dem Ziel organisiert, menschliche Erfahrungen zu vermitteln, sondern um Gewinne für das Unternehmen zu erwirtschaften. Die genannten Erfahrungen sind immer von dem strukturellen Widerspruch gekennzeichnet, dass Arbeit gleichzeitig objektiver Produktionsfaktor ist und insofern persönliche Identität in Frage stellt. Zugleich aber fordert Arbeit die Individuen auch zu eigenem Engagement heraus und ermöglicht in der Kooperation Identität und Sinn.

Diese Erlebnisperspektiven der Arbeit schienen uns gut geeignet als Ausgangsthesen auf der Suche nach Motiven und Hintergründen von Erwerbstätigen jenseits der Altersgrenze. Demzufolge mussten wir in unseren Erhebungen damit rechnen, dass die Befragten einerseits froh sein würden, die alltäglichen Belastungen des Arbeitslebens hinter sich gelassen zu haben. Andererseits vermuteten wir, dass sie nicht nur aus finanziellen Gründen weiterhin einer Erwerbsarbeit nachgehen, sondern auch, weil sie die gesellschaftlichen und individuellen Erlebnisperspektiven der Arbeit nicht missen möchten.

Im folgenden zweiten Kapitel erläutern wir zunächst unsere Vorgehensweise bei der Untersuchung. Es folgt ein Kapitel, in dem wir die befragten Personen – unter Wahrung ihrer Anonymität – einzeln porträtieren, um deutlich zu machen, in welchen persönlichen und sozialen Zusammenhängen sie stehen, um damit ein besseres Verständnis für ihre Erwerbstätigkeit zu erzielen. Im vierten Kapitel nehmen wir eine Art „Querauswertung“ der Interviews vor, d.h.

3 Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul F.; Zeisel, Hans: Die Arbeitslosen von Marienthal; Frankfurt a.M. 1975

4 Jahoda, Marie: Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Weinheim und Basel 1983

5 Ebd.: 45ff.

6 Ebd.:50f.

7 Ebd.: 89ff.

8 Ebd.: 51ff.; 90f.

9 Ebd.: 85ff.

wir versuchen herauszuarbeiten, welche Motive für Erwerbstätigkeit wir bei den Befragten feststellen konnten. Das fünfte Kapitel enthält neben einer Zusammenfassung der Ergebnisse auch einige Schlussfolgerungen, bevor wir dann im sechsten Kapitel den Versuch unternehmen, unsere Erkenntnisse in aktuelle gesellschaftspolitische Debatten über Arbeit, Ruhestand und Rente einzuordnen.

2. Zur Methode der Untersuchung

Uns ging es in der Untersuchung um die persönlichen Motive und Hintergründe von Rentnerinnen und Rentnern, eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen bzw. fortzuführen. Wir wollten verstehen, warum alte Menschen noch oder wieder erwerbstätig sind. Die Methoden haben wir deshalb so gewählt, dass wir mit ihnen eine möglichst große Bandbreite an Motiven in unterschiedlichsten Lebens- und Arbeitszusammenhängen erfassen konnten. In offenen, nur mit einem Leitfaden als Struktur geführten Interviews wurden vier Rentnerinnen und vier Rentner befragt.

Ziel der Interviews war es, die Sichtweise der Befragten unter Berücksichtigung ihrer sozialen Situation kennenzulernen und zu verstehen. Basis dieser Art von Forschung ist der Einzelfall, d.h. wir haben uns bemüht, die Äußerungen in den Interviews im Zusammenhang der jeweiligen persönlichen Lebensumstände der Interviewten zu sehen und zu interpretieren. Im Überblick über alle Interviews haben wir dann eine vergleichende Interpretation vorgenommen, um herauszuarbeiten, was wir für typisch erachten, was also über die Besonderheit des Einzelfalls hinaus von allgemeiner Bedeutung sein könnte.

Jedes Interview nahm etwa zwei Stunden in Anspruch, dabei wurden Ort und Termin persönlich mit den Befragten vereinbart und fanden teils in ihrem heimischen Umfeld, teils am Arbeitsplatz oder in den Räumlichkeiten der Sozialforschungsstelle statt. Anders als ein standardisierter Fragebogen enthielt unser Interviewleitfaden keine vorformulierten Fragen, sondern lediglich Stichworte, die als Struktur für das Interview dienten. Die Stichworte orientierten sich an Themenkomplexen, die wir zuvor aus der Literatur und aus Vorgesprächen mit Expertinnen und Experten vor allem aus dem gewerkschaftlichen Bereich gewonnen hatten. Im Interview sollten die Befragten nicht mit „Ja“ oder „Nein“ antworten, sondern eher in Form einer Erzählung möglichst frei über ihre Situation berichten.

Die Interviews wurden durchgeführt im Zeitraum von Ende September 2009 bis Ende Februar 2010. Erhebliche Schwierigkeiten bereitete zunächst der Zugang zu entsprechenden Interviewpartner/innen.

Nach Möglichkeit sollten Personen befragt werden, die heterogene Lebenssituationen repräsentieren, um so in der Erhebung eine möglichst große Vielfalt an Beweggründen zu erfassen. Erst nach zeitintensiver Suche mit Hilfe von Gewerkschaften (DGB, NGG, ver.di), Verbänden (Caritas, AWO), öffentlichen Verwaltungen (Sozialamt der Stadt Dortmund, Seniorenbüros), Institutionen (Universität und Fachhochschule) und Vereinen (ZWAR – Zwischen Arbeit und Ruhestand) gelang es, vier weibliche und vier männliche Interviewpartner/innen zu gewinnen. Die Befragten unterscheiden sich erheblich in Hinsicht auf ökonomische Ressourcen sowie nach erlerntem Beruf. Dennoch entsprechen alle dem aktuellen Bild der „Neuen Alten“, die heute zunehmend als vitale, aktive und autonome Rentnergeneration beschrieben werden.

Die Interviews wurden nach Absprache mit den Befragten mit Hilfe eines Diktiergeräts aufgezeichnet und im Anschluss vom Band abgeschrieben. Die verschrifteten Interviews stellen die Textgrundlage des empirischen Teils dieser Arbeit dar.

Bei der Auswertung sind wir so vorgegangen, dass wir zunächst anhand der einzelnen Interviews die acht Fälle interpretierend rekonstruiert haben. Die Ergebnisse finden sich in Kapitel 3. Hier ging es uns darum, jede Person in ihrem Lebens- und Arbeitszusammenhang darzustellen, um zu verstehen, aus welchen Motiven sie einer Erwerbsarbeit nachgeht, wie die Arbeit in das Leben der Person integriert ist und wie sie selbst ihre Lage einschätzt.

Nach einer ersten Systematisierung und Selektion einzelner Ausführungen und Passagen wurden dann insgesamt sechs Hauptkategorien für die Auswertung aus dem Interviewmaterial gewonnen: Finanzielle Motive, Arbeit als Teil des Lebens, Persönliche Herausforderungen, Selbstverwirklichung, Anerkennung und Zwischenmenschliche Beziehungen. Die Kategorien bildeten das Grundgerüst für die „Querauswertung“ der einzelnen Fälle, wo es uns um typische Zusammenhänge von allgemeiner Bedeutung geht. Die Ergebnisse finden sich in Kapitel 4.

3. Acht Fallgeschichten

In diesem Kapitel sollen zunächst die befragten Rentnerinnen und Rentner einzeln vorgestellt werden mit dem Ziel, möglichst präzise den Lebenszusammenhang darzustellen, in den sich ihre Erwerbsarbeit einfügt.

Frau A, Hochschuldozentin

Frau A ist Mitte 60 und war bis zu ihrem Eintritt in den Ruhestand an einer Hochschule als fest angestellte Dozentin beschäftigt. Derzeit arbeitet Sie auf der Grundlage eines Werkvertrags mit der Hochschule an der Konzeption und Beantragung eines Modellprojekts zur Begleitung von Studierenden im Übergang vom Studium in den Beruf. In reduziertem Umfang ist sie weiter als Dozentin tätig. Das Interview fand im Büro einer Kollegin in der Hochschule statt.

„Jetzt hab’ ich ein bisschen Narrenfreiheit.“

Frau A hatte immer viel Freude an ihrer Lehrtätigkeit: *„Ist der schönste Job neben dem Papst [...]. Hat mir immer Spaß gemacht, die Auseinandersetzung, die Diskussion [...], das würd’ ich also schon sehr vermissen.“* Deshalb ist Frau A auch ungern in den Ruhestand gegangen: *„Ich hätte gern bis 67 gearbeitet, konnte es, durfte es aber nicht.“*

Frau A versuchte, die Anbindung an die Hochschule zu halten, *„weil das so’n bisschen ja auch mein Zuhause gewesen [ist] so über die ... 30 Jahre.“* An den Übergang in den Ruhestand, der erst wenige Monate her ist, denkt Frau A wehmütig zurück. Vor dem Ruhestand war sie akzeptiert und eingebunden ins Kollegium und hätte sich gern noch weiter als Gastdozentin in der Hochschule engagiert. Mit der offiziellen Verabschiedung aber fand ein Bruch statt. Es schien ihr, als sei sie an ihrem Arbeitsplatz nicht mehr erwünscht. Es gelang ihr dann aber, einen Lehrauftrag zu bekommen und daneben den Auftrag, auf freiberuflicher Basis ein Projekt zu akquirieren.

Das Wohl der Studierenden lag Frau A immer besonders am Herzen. Als erfahrene Fachkraft setzte sie sich stets für den Theorie-Praxis-Transfer an ihrem Fachbereich ein. Sie hatte *„immer so mitgekriegt“*,

dass den Studierenden Praxisbezug fehlt, und dass sie sich deswegen *„nicht fit“* für den Beruf fühlen. Frau A sah sich daher auch noch im Ruhestand nach einer Möglichkeit um, sie anzuleiten, die *„vielen Teilbereiche von Wissen [der sozialen Arbeit, Anm. der Autoren] zu so ’nem Profil“* zu verbinden. Sie nutzt ihre Kontakte in die Praxis, um ein Projekt zum Übergang Studium – Beruf zu akquirieren.

Die Arbeitszeit kann Frau A sich frei einteilen, *„so dass ich dann zwischendurch meine Freiräume hab’“. Und jetzt bei der Konzeptentwicklung [für das Projekt, Anm. der Autoren] in diesem Jahr mach’ ich halt was, wenn ich nichts anderes zu tun hab’“. Das ist dann, wenn ich Lust hab’ zu gucken, was zu entwickeln, zu recherchieren.“* Dennoch wendet sie viel Zeit auf: *„Nimmt schon relativ großen Raum ein, aber nicht meine gesamte Zeit ... Ich kann’s einteilen, ja, ich find’s lustvoll bis jetzt.“* Wie viel genau sie arbeitet, kann Frau A allerdings nicht sagen. *„Ich glaub’, da geht manche Stunde so drauf. Wird ganz schön spät, ich bin so’n Nachtarbeitstyp.“*

Nicht nur die Freiräume in der Zeiteinteilung, auch die inhaltlichen Freiräume sagen Frau A sehr zu. *„Ja, jetzt hab ich ’n bisschen Narrenfreiheit [...], ich kann jetzt ein Projekt entwickeln so nach meinen Vorstellungen.“* Während ihrer Lehrtätigkeit vor dem Ruhestand musste sie sich immer einem vorgegebenen Lehrplan anpassen. Jetzt dagegen ist es ihr möglich, die Theorie besser mit der Praxis zu verbinden und sich in ihrer Arbeit freier zu entfalten. *„Das ist eigentlich der Punkt auf dem i. Also so die logische Konsequenz von so ’nem Lebensweg.“* Die Entscheidung zur Fortführung der Erwerbstätigkeit resultierte gerade aus diesen neuen Möglichkeiten zur Realisierung eigener Interessen.

Frau A betonte im Interview an vielen Stellen ihre Eigeninitiative. *„Man muss sich auf den Weg machen [...], es kommt niemand auf einen zu so und sagt: ‚Ach komm doch, mach doch mal‘.“* Frau A wirkt sehr couragiert und aktiv, und gerade diese Aktivität ist ihr auch im Alter wichtig, sie will beruflich *„noch ganz engagiert auch ’n bisschen was unternehmen. [...] Ich bin auch nicht so der Typ, der die Beine hoch legt oder immer in Urlaub fährt oder nur gute Bücher liest. Ich such’ schon auch ’ne Herausforderung und ich bin sehr froh, dass ich die jetzt gefunden hab’.“*

„Ich möchte auch was tun, was noch was bewirkt.“

Schon vor 15 Jahren hat sich Frau A „damit beschäftigt, ein zweites Standbein zu haben“ für das Alter. Damals hat sie ein weiterbildendes Studium absolviert. *„Ich hab' immer gedacht, ich mache das auf der einen Seite, und dann hab' ich meinen Freiraum auf der anderen.“* Im Laufe der Jahre wurde es ihr jedoch zu viel, eine Nebentätigkeit auszuüben. Jetzt, wo Sie mit dem Ruhestand konfrontiert wurde, *„hab' ich gesagt, das [die im Weiterbildungsstudiengang erlernte Tätigkeit, Anm. der Autoren] will ich nicht*



machen. Ich will nicht mehr nur mit Problemlagen arbeiten, ich will mich nicht mehr so intensiv 'reinknien müssen, ich will irgendwie was machen, was mich etwas weniger belastet und wo ich ja dann effektiv mehr erreichen kann.“

Frau A will auch im Ruhestand noch etwas bewirken in der Gesellschaft: *„Ich will nicht nur verreisen, und ich will nicht nur leben. Nein, ich möchte auch was tun, was gesellschaftlich noch anerkannt ist und was auch noch was bewirkt.“* Für ihren Einsatz möchte Frau A aber auch Anerkennung erfahren, darauf legt sie besonderen Wert. Sie spricht von „Resonanz“: *„Also ich würd' nichts machen, wenn ich keine positive Rückmeldung kriege. Wenn die sagten: ‚Haaah – watt will die denn jetzt schon wieder hier?‘ oder ‚Ist*

die immer noch da?‘ oder so, dann hätt' ich schon soviel Anstand, das nicht zu machen.“

Und eben diese Anerkennung findet Frau A hauptsächlich in bezahlter Tätigkeit. Die Frage, ob sie aus reinem Spaß arbeitet, oder ob es noch andere Motive gebe, beantwortet Frau A mit *„Gar keine anderen.“* Sie beschreibt ihren Lebensunterhalt als *„gesichert“*, sie müsse sich keinerlei Sorgen um ihre finanzielle Zukunft machen.

Ihre Freude an der Arbeit soll aber nicht ausgenutzt werden, da zieht Frau A eine strikte Grenze. Als sie

sich um eine Tätigkeit im Ruhestand bemühte, wurden ihr viele Angebote auf ehrenamtlicher Basis gemacht. *„Das ging so weit, dass ich mit zwei Kolleginnen eine große Projektbetreuung angeboten bekam [...], über drei Jahre 'ne wissenschaftliche Begleitung [...]. Und als es dann um das Geld ging, meinten die, das könnten wir ehrenamtlich machen.“* Hier befürchtet Frau A, ausgenutzt zu werden: *„Ich kann nicht für 'ne dreijährige Tätigkeit*

[...] mit 'nem Dankeschön dann leben. Also ich finde, da ist – das Preis-Leistungsverhältnis stimmt da irgendwo nicht. [...] Es hat was auch mit Akzeptanz zu tun. Auch mit gesellschaftlicher Akzeptanz. Dass man, wenn man noch 'n Job hat, der auch bezahlt wird, doch noch 'ne andere Anerkennung [erfährt].“

Das Ausscheiden aus der Erwerbsarbeit verbindet Frau A mit einem Verlust an gesellschaftlichem Status: *„Also ich glaube schon, dass sich ganz gesamtgesellschaftlich vieles um Arbeit dreht und um Anerkennung – also damit verbundene Anerkennung.“* Sie fühlt ganz konkret: *„Wenn ich ausscheide, dann bin ich also so gesellschaftlich nicht mehr wirklich relevant. Also das ist mir immer wieder vermittelt worden.“*

Allgemein fühlt sie sich aufgrund ihres Alters in der Gesellschaft diskriminiert: „Man unterstellt, dass man vieles nicht mehr kann. [...] Wenn ich nach der Apothekenzeitung frage, krieg' ich's Seniorenblatt unter die Nase gehalten und solche Geschichten. Also da gibt es ganz viele kleine alltägliche Lebenserfahrungen, von denen ich immer denke: Hm ja, wieso bin ich da kategorisiert, und ich fühl mich nicht so, ja?“

„Das ist so'n Generationenvertrag.“

Flexible Arbeitszeiten und ihre finanzielle Unabhängigkeit geben Frau A Möglichkeiten, sich mehr als früher ihrer Familie zu widmen. Sie stellt schon mal die Arbeit hinten an, um für die Familie da zu sein: „Dann schieb' ich halt mehr oder weniger glatt 'n bisschen nach oder zur Seite.“ Wann immer es nötig ist, hilft sie bei der Betreuung ihrer Enkel, obwohl diese weiter entfernt wohnen: „Ist immer 'n ganzes Stück weg, und wenn wie jetzt Scharlach ausgebrochen ist, muss man sehr schnell und sehr ... akut am Platz sein, wenn die Eltern arbeiten. Aber ich denke, meine Eltern haben mich auch unterstützt, und ich find' das auch ganz selbstverständlich [...]. Das ist so'n Generationenvertrag, den ich auch immer ganz gern erfüllt hab'.“

Von ihrer Familie erfährt Frau A auch Unterstützung für ihre Lebensweise. „Die können sich, glaub' ich, gar nicht vorstellen, dass ich nicht weiter arbeiten gehen kann. Aber hm ... die sind ganz froh (lacht) dass ich weiter arbeiten geh. Weil nur zu Hause, glaub' ich, kann sich kein Mensch vorstellen.“

Frau A wirkt sehr zufrieden mit ihrer aktuellen Lage: „Ich find' das ganz ok jetzt so, wie's ist. Also diese Projekte, die ich punktuell setzen kann [...]. Find' ich jetzt sehr ausgeglichen.“

Herr B, Instituts- und Projektleiter

Herr B ist Ende 60 und pensionierter Hochschullehrer. Derzeit leitet er ein Projekt an der Hochschule, für das er die Mittel selbst eingeworben hat. Schon vor seiner Pensionierung hat er ein eigenes Institut gegründet, an dem allerdings zurzeit nicht gearbeitet wird. Das Interview fand in den Räumlichkeiten der Sozialforschungsstelle Dortmund statt.

„ ... wo man richtig Vorsorge treffen konnte.“

Herr B hat seinen beruflichen Werdegang stets eigeninitiativ gestaltet und dabei früh nach beruflichen Aufstiegs- und Veränderungsmöglichkeiten gesucht. So hat er den erlernten Lehrerberuf aufgegeben und ist Professor geworden. Auch die Vorsorge für das Alter hat er rechtzeitig betrieben. Dabei ging es weniger um den finanziellen Aspekt, der ja aufgrund seiner Professur gesichert war. „Ich hab' zum Beispiel 1992 ein Institut gegründet. 1992, da war ich 50 [...], da hab ich auf das Leben zurückgeblickt und hab gesagt: 50, war das alles? An der Hochschule war das alles? Kann doch nicht alles sein. Du brauchst noch eine Altersversicherung! Und die Altersversicherung war die Institutsgründung [...]. Und das Institut hab ich noch, kann jederzeit drauf zurückgreifen und irgendwas mit dem Institut machen.“ In der Zeit vor seiner Pensionierung reduzierte Herr B aus Rücksicht auf seine Gesundheit die Tätigkeit im eigenen Institut. Pläne für eine selbstgewählte und selbstbestimmte berufliche Altersgestaltung wurden jedoch fortlaufend weiter geschmiedet. „Wie stell' ich mir Alter vor? Was muss ich tun, damit ich später glücklich bin? Was muss ich jetzt tun, damit ich später glücklich bin und diesen Zustand dann auch zu stabilisieren?“

Für Herrn B war es nach dem Eintritt in den Ruhestand weiterhin wichtig, in seinem angestammten Fachbereich tätig zu bleiben, er fungiert bis heute als Gutachter von studentischen Abschlussarbeiten. Darüber hinaus entschied er sich für eine Beschäftigung als wissenschaftlicher Leiter eines Projektes, das sich mit der Förderung von sozial benachteiligten Kindern auseinandersetzt. Die Idee wurde bereits während seiner aktiven Zeit an der Hochschule durch einen Kollegen an ihn herangetragen. „Der hat mich vor zweieinhalb Jahren angerufen, ob ich die wissenschaftliche Begleitung machen wollte. Und da das sehr interessant ist, das Projekt, hab' ich dann ja gesagt und wusste gar nicht [...], auf was ich mich da eingelassen hab'.“ Nach seiner Pensionierung wendet Herr B mittlerweile wieder mindestens 20 Stunden pro Woche für sein Projekt auf.

Herrn B gelang es, seine ökonomische Basis frühzeitig für den Ruhestand zu sichern. „Geld ist für mich unwichtig, aber den Satz kann man deswegen

in Ruhe sagen, wenn man ein gutes Auskommen hat, das will ich fairer Weise dazu sagen [...]. Ich war noch in einer glücklichen Situation, wo man richtig Vorsorge treffen konnte.“ Herr B verfügt über ein sehr gutes Einkommen, das sich aus seiner Pension und anderen Vorsorgemaßnahmen zusammensetzt. „Zum Beispiel haben wir ein Reiheneckhaus, und da brauchen wir ja jetzt keine Miete zahlen und so, das sind ja alles noch so Faktoren, die eigentlich fürs Alter sind.“ Ein wesentlicher Aspekt ist seine Erwerbsbiographie. „Da ich ja durchgehend berufstätig und an der Hochschule auch durchgehend berufstätig und davor auch berufstätig [war] – manche Erwerbsbiographien haben ja Lücken und das wirkt sich ja spätestens beim Pensionsbezug oder Rentenbezug aus. Da die ökonomische Basis gut ist, da ich sehr zufrieden bin, da ich dankbar bin, dass sie so gut ist [...], bin ich auch mit dem übrigen Status gut zufrieden.“

Aufgrund einiger Finanzierungsengpässe bei der Projektförderung verzichtete Herr B auf eine finanzielle Vergütung seiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Leiter. „Da wir aber so um das Geld gekraxelt haben, [...] dann gibt’s irgendwo eine moralische Schwelle, wo man sagt: Wenn du das ökonomische Auskommen so hast, [...] dann musst du das einfach ehrenamtlich machen [...]. Wenn ich jetzt drauf bestanden hätte [...], dann wär’ das auch gegangen [dass er für seine Arbeit bezahlt wird, Anm. der Autoren], aber das hätte ich unmoralisch empfunden.“ Dabei unterscheidet Herr B jedoch klar zwischen seiner Tätigkeit im Projekt und anderen ehrenamtlichen Tätigkeiten, die er als eher fremdbestimmt empfindet. „Ehrenamtlich ja, also mal so gefragt zu sein, aber nicht mehr organisierte Ehrenamtlichkeit.“ Primär möchte er sich fortan selbstgestalteten Projekten widmen und hat sich aus bisher ausgeübten Ehrenämtern zurückgezogen, die er auch zukünftig nicht mehr im ursprünglichen Umfang ausführen möchte.

„Der Unterschied ist der Grad der Freiheit.“

Herr B blickt mit großer Zufriedenheit auf seine berufliche Biographie zurück. Er möchte auch weiterhin Aufgaben aus dem Arbeitsfeld der Erziehungswissenschaft nachkommen. Dabei unterscheiden sich die aktuellen Arbeitsbedingungen dennoch prägnant von früheren Beschäftigungsverhältnissen. Heute ist Arbeit für Herrn B „ein Genuss von Freiheit mit ei-

ner Aufgabe, die selbst gewählt ist und die in dieser Selbstgewähltheit und der Selbstbestimmtheit hohe Möglichkeiten bietet.“ Er fungiert primär als Projektleiter und Ideengeber. Er kann sich selbstbestimmt und frei innerhalb des Projektes entfalten, ohne dabei an frühere bürokratische Zwänge gebunden zu sein.

Negative Elemente der vorangegangenen Tätigkeit als Hochschullehrer hat er hinter sich gelassen. „Ja, das war immer so – also ich wollte mit Menschen zu tun haben, ich wollte den Menschen was geben. Ich wollte von meiner Fachlichkeit was weitergeben, aber ich hatte kein Interesse, da Lernziele aufzustellen, und ich wusste [...], das schreib’ste nur so auf’s Papier, und das ist eigentlich auch für’s Papier.“ Heute stehen soziale und lehrende Aspekte im Vordergrund. „Na, das was ich jetzt ja mache: Leuten Chancen für Bildung zu eröffnen.“ Herr B möchte Erfahrungen, Wissen und Fachkompetenz an andere weitergeben. Die wissenschaftliche Begleitung des Projektes ermöglicht ihm dies sowohl im Hinblick auf die Aus- und Weiterbildung seiner Mitarbeiter/innen wie auch für die Klient/innen des Projekts, denen er Lösungswege für die Bewältigung ihres individuellen Lebensalltages aufzeigen kann.

Herr B empfindet seine Tätigkeit viel eher als Hobby und weniger als Arbeit. Zwar nähert sich das aktuelle Stundenpensum immer wieder dem vorangegangenen während der Erwerbstätigkeit an, zeitlich aber ist er wesentlich flexibler. Private Belange und Verpflichtungen kommen stärker zur Geltung. „Die Morgentermine halten sich in Grenzen.“ Die Bereitschaft zum Engagement in seinem Projekt resultiert dabei auch aus Herrn Bs genereller Einstellung zur Arbeit. Er betont aber seine neu gewonnenen Freiheiten, die ihm sehr wichtig sind. „Der Unterschied ist der Grad der Freiheit, der ist jetzt da. Der entscheidende Unterschied.“ Dieser Unterschied ist für Herrn B so prägnant, dass er sich auch für kommende Jahre ähnliche Tätigkeiten vorstellen kann. Zwar kommt für ihn eine Rückkehr in „organisierte Arbeit“ nicht in Frage. „Aber in so Arbeit, wie ich sie jetzt gerade beschrieben hab’, schon.“

„Das Gefühl, gebraucht zu werden.“

Nach dem Eintritt in den Ruhestand wollte Herr B sein Leben etwas umstrukturieren. Es galt, „die Balance zu finden mit dem, was ich meiner Frau schon

ewig versprochen hatte: Jetzt geht mal einmal privat vor beruflich.“ Diesen Plan hat Herr B jedoch nur in Teilen umsetzen können. *„Indem ich jetzt allerdings schon wieder von Termin zu Termin eile“*, nimmt das Projekt wiederholt große Zeitkontingente in Anspruch. Zudem ist Herr B nach wie vor in alte Aufgabenbereiche seiner Hochschule involviert. *„Zwischenzeitlich hab ich im Sommersemester fünf Diplomarbeiten als Erstleser noch! [...] Ist bei mir noch so ein alter Geist drin, da kannst du nicht absagen.“*

In seinem familiären Umfeld wird diese fortgeführte Arbeitsmotivation und -orientierung nicht immer gern gesehen. *„Ja – ‚schon wieder weg‘ – in dem Sinne. Und die Tochter ist nicht nur begeistert, weil dann, wenn ich weg bin, dann [...] ist der [Vater; Anm. der Autoren] nicht erreichbar [...]. [Und] der Enkel. Wir haben nur einen, und der hängt sehr an seinem Großvater, und am liebsten hätt' er mich pausenlos und Tag und Nacht.“* Die geplante und gewollte Einschränkung auf beruflicher Ebene gelingt nur begrenzt. Auch nach dem Eintritt in den Ruhestand haben sich Bedeutung und Stellenwert der Arbeit in seinem Leben nicht wesentlich verändert. *„Meinen Kindern hab' ich immer erzählt, ich hab' nichts anderes gelernt als arbeiten. Würd' ich mal sagen, es ist für mich auch schon sehr wichtig, eine Form der Selbsterfüllung und der Nützlichkeit zu haben, ne? Mir sagte neulich mal jemand: Freu dich, wenn du noch gebraucht wirst. Das Gefühl, gebraucht zu werden.“* Arbeit ist ein untrennbarer Teil seines Lebens. Herr B findet in seinen selbst gewählten Tätigkeiten Erfüllung, Bestätigung, erhält sich soziale und berufliche Brücken zur früheren Tätigkeit an der Hochschule. Dabei betont er vor allem den stets guten Kontakt zu Fachkolleg/innen und Studierenden, den er so problemlos aufrechterhalten und fortführen könne. Letztlich weiß auch seine Familie: *„Ein zufriedener Großvater ist dann gleichzeitig auch ein guter Großvater. [...] Die sagen dann den Satz: ‚Ja, ohne das würdest du auch nicht [...] glücklich sein, und wärst wahrscheinlich auch nicht zufrieden.‘ Und meine Frau meint das auch.“*

Die anhaltend schwierige Finanzierung des Projektes ist bis heute eine Herausforderung für Herrn B. *„Und mein Lebensgrundsatz ist: Geht nicht, gibt's nicht! [...] Diese Regelförderung in diesen wirtschaftlich schweren Zeiten hinzukriegen, bedarf*

jemanden, der unerschütterlich ist und Kompetenz hat. Und das würd' ich [...] mir mal so zuschreiben [...]. Also so das auch zu wissen, ist dann natürlich auch eine hohe Verantwortung.“ Ein plötzliches Ausscheiden hätte ein Scheitern des Projektes zur Folge und würde damit auch den Verlust von Arbeits- und Betreuungsplätzen bedeuten.

„Wie lang das anhält, weiß man natürlich nicht.“

Herr B ist stets bemüht, die eigene Arbeitsfähigkeit zu erhalten. Sein Hauptanliegen ist ein bewusster und aktiver Erhalt der eigenen Gesundheit. Herr B leidet unter gesundheitlichen Defiziten, deren Fortschreiten durch seine frühere Arbeitsbelastung beschleunigt wurde. *„Da war ich in meinem Leben auch naiv. Mit welchem höchsten Gut – letztlich wo ich die Beeinträchtigung hab, merk ich das jetzt – bin ich am nachlässigsten umgegangen. [...] 13, 14, 15, 16 Stunden gearbeitet, und [...] alle haben mir gesagt: ‚Biste auch mal aufgestanden? Hast mal ins Grüne geguckt?‘ Alles nie gemacht.“* Trotz Herrn Bs unerschütterlichen Optimismus' könnten die zunehmenden gesundheitlichen Einschränkungen möglicherweise den Ausstieg aus seinen aktuellen Arbeitstätigkeiten erzwingen. Dabei würde er jedoch nicht die Arbeit generell aufgeben, sondern weniger umfangreiche und beanspruchende Tätigkeiten bevorzugen. *„Wenn jetzt einer sagt: So und so [viel Arbeit wäre das dann, Anm. der Autoren]. Dann würd' ich immer gucken, welches Ausmaß hat das denn. Und würd' dann mal, etwas sportliches Wort, der Lustfaktor müsste immer dabei sein, ne?“*

Arbeit bietet Herrn B mehr Erfüllung als klassische Freizeitaktivitäten. Urlaub und Freizeit bilden abwechslungsreiche Elemente in seinem Leben, haben jedoch nicht den Stellenwert der nachberuflichen Arbeitstätigkeiten, die Herr B heute als sein primäres Hobby beschreibt. Auch zukünftig will er innerhalb dieses Hobbys nach weiteren Herausforderungen und Zielen suchen. Momentan beschreibt er sich als zufrieden. *„Wie lang das anhält, weiß man natürlich nicht.“*

Herr C., Webadministrator

Herr C war früher als Immobilienmakler tätig. Heute ist er Mitte 70 und arbeitet als Webadministrator 9 Stunden wöchentlich in einer sozialen Einrichtung. Für das Interview lud er uns zu sich nach Hause ein.

„Ich hab' mich da durchgebissen.“

Der Werdegang von Herrn C ist durch zahlreiche Berufs- und Arbeitsfelder geprägt, in denen er vornehmlich Führungspositionen inne hatte. Besonders die Tätigkeiten in der Immobilienbranche weckten sein Interesse. Die Arbeit bei einer Wohnungsbau-gesellschaft endete jedoch abrupt. *„Da gefiel mir das so gut, da wollte ich eigentlich meinen Lebensabend verbringen. Und dann macht die Konkurs.“* Nach erfolglosen Vermittlungsbemühungen des Arbeits-amtes schaffte sich Herr C eigeninitiativ eine neue Lebensgrundlage. Er entschied sich für die Selbstständigkeit als Makler. *„Ja und da hab ich auch sehr gut verdient. Also ruckzuck haben wir das zweite Mal gebaut [...], Zweifamilienhaus. Oben die Wohnung habe ich verkauft, damit ich weniger Schulden hatte. Ja und ich war ungefähr zwölf Jahre in dieser Richtung selbständig.“* Trotz des anfänglichen Erfolges konnte er seine Immobilienfirma jedoch nicht erhalten. Das Firmenvermögen musste er dafür verwenden, private Schulden auszugleichen. Hinzu kam die Scheidung von seiner Ehefrau. Der Plan, seine Altersvorsorge in Form von mehreren Immobilien sicherzustellen, musste aufgrund der finanziell schwierigen Lage aufgegeben werden. Herr C war nun zwar schuldenfrei, wurde jedoch mit einer für ihn neuen und unbekanntenen Lebenssituation konfrontiert – der Arbeitslosigkeit.

In Folge seiner langjährigen Selbstständigkeit existierte kein Anspruch auf Leistungen der Arbeitslosenversicherung. Deshalb *„musste ich diesen bitteren Gang zum Sozialamt antreten. Also das war ja für mich ein Gang nach Canossa.“* Herr C, der stets eigeninitiativ und selbstbestimmt Entscheidungen getroffen hatte, versuchte auch in dieser Situation, einen für ihn adäquaten Ausweg zu finden. *„Und dann gab es ja dieses Motto: Arbeit statt Sozialhilfe. Und dann haben die mir die Stelle bei X [seinem jetzigen Arbeitgeber, Anm. der Autoren] angeboten, dann hab ich mich da vorgestellt [...], ja und dann haben*

die mich genommen. Dann hab' ich im Anfang... also da musste man ja Arbeiten machen bei X ... sagen wir mal so: Akten vernichten, schreddern, kopieren – ich als Geschäftsführer, ne? [...] Ich hab' mich da durchgebissen und nachher, als die merkten, das ist ja totaler Quatsch, der kann ja dies und jenes ne? Dann beschäftigen wir ihn dafür.“ Auch nach der Verrentung entschied sich Herr C, auf 400-Euro-Basis im Betrieb zu verbleiben, er hat diese Entscheidung bis heute nicht bereut.

Herr C beschreibt sich selbst als „Autodidakt“. Die umfassenden, im Selbststudium angeeigneten Kompetenzen in den Bereichen der neuen Medien, des Internets und der Programmiersprachen fanden schnell Verwendung beim Arbeitgeber. Dank seiner selbstmotivierten Weiterbildung und seines hohen Arbeitseinsatzes gelang ihm ein innerbetrieblicher Aufstieg. Sein aktuelles Aufgabenfeld innerhalb des Betriebes umfasst insbesondere die Verwaltung und Administration der betrieblichen Websites. Zudem gestaltet er Werbematerialien, Flyer und ähnliches. Herr C beginnt seinen Dienst um 8 Uhr, laut Arbeitsvertrag arbeitet er 2,5 Stunden täglich, montags bis freitags. Dabei sieht er aber nicht genau auf die Uhr. *„Meistens bleibe ich bis elf Uhr, weil ich eben gerne da bin.“*

„Ich leb' nach dem, was ich einnehme.“

Herr C bezieht ein Gehalt von 400 Euro monatlich. Zusammen mit seiner Rente in Höhe von ca. 670 Euro verfügt er über ein monatliches Einkommen von ca. 1070 Euro. Anders als es sein knappes finanzielles Budget erwarten ließe, empfindet Herr C jedoch keine Existenzängste. *„Das ist natürlich wenig, ne? Ich zahle aber hier nur 320 Euro Miete. Ich kann ja praktisch nur so leben, wie das meine Rente zulässt. Ich muss vor allem so rechnen: Was ist, wenn ich beim X nicht mehr arbeite?“* Die Bezüge aus der bereits Jahre andauernden Erwerbstätigkeit sind zu einer festen monetären Größe geworden. *„Ich kann meine Wünsche, die ich habe ..., die kann ich alle erfüllen. Ich bin ja nicht Größenwahnsinnig. Ich leb' nach dem, was ich einnehme, und ich hab' auch 'ne gewisse Vorstellung, was ich immer auf der Bank haben muss. Darunter geh ich nicht, nur was ich darüber habe [gebe ich aus, Anm. der Autoren].“*

Die finanziellen Rahmenbedingungen veranlassten Herrn C zu Einschränkungen, die er während seiner Erwerbstätigkeit als selbständiger Makler vor dem Ruhestand nicht gekannt hatte. Herr C hat sich jedoch mit seiner finanziellen Situation arrangiert und seine Lebensverhältnisse an die finanziellen Möglichkeiten angepasst. Art und Umfang seiner Wün-

er auch anderweitig etwas hinzuverdienen. Herr C ist der Überzeugung, dass er imstande wäre, damit bei Bedarf alternative Einnahmequellen zu erschließen. „Ja, ich bin ein positiv denkender Mensch.“

„Aber ich wundere mich nur... ich hab so lange gearbeitet. [...] Gut, die letzte Zeit hab ich nicht eingezahlt – keine Rentenversicherung. Dass man da



Foto: © Jochen Falk

sche orientieren sich stark an seinem ökonomischen Budget. Dabei ist es für Herrn C vor allem wichtig, sein Hobby im Bereich der Informatik und multimedialen Gestaltung aufrechterhalten zu können. Auch ein möglicher Verlust der Arbeitsstelle ist dabei einkalkuliert. „Beim Amt habe ich mich schon erkundigt, dass ich Mietzuschuss kriegen würde. Und ich rauche nicht, ich trinke nicht, geh‘ in keine Kneipe ... und hab‘ keine Frau, kein Auto. Also wenn man – sagen wir mal – einigermaßen rechnen kann, dann kann man davon leben.“ Der Verlust der Arbeit würde weitere erhebliche finanzielle Einschnitte bedeuten. „Ich muss nicht arbeiten ... Ich hatte ja gesagt, wenn ich jetzt nur diese 672 Euro bekommen würde, würde ich 60 Euro Mietzuschuss bekommen. Und ich würde finanziell auch so klarkommen. Ich kann dann nur nicht mehr so großzügig verfahren und mir öfters mal ein Teilchen [gemeint ist PC-Zubehör; Anm. der Autoren] kaufen. Ich muss dann eben von dem Bestand leben und dann mal weniger.“ Mit seinen Kenntnissen auf dem Gebiet der Informatik könnte

so wenig Geld kriegt, ne?“

Rückblickend bereut es Herr C heute, keine adäquate Altersvorsorge betrieben zu haben: „Ich hätte auch als Selbständiger einzahlen sollen, freiwillig!“ Die Investition in Immobilien erwies sich nach der privaten Insolvenz als wertlos. Trotzdem prangert er das etablierte Sozialversicherungssystem keineswegs an. „Man kriegt in Deutschland nicht zu wenig Geld. Jeder kann von dem Geld, wenn er vernünftig lebt ... kann er leben. Hier verhungert kei-

ner. Wirklich nicht.“ Gleichwohl spielen die finanziellen Vorzüge und Möglichkeiten seiner fortgeführten Erwerbstätigkeit eine entscheidende Rolle. „Ich würde ja lügen, wenn das nicht so wär‘. Man kann sich schon einiges dadurch mehr leisten.“ Der Verdienst sichert einen erheblichen Teil des aktuellen Lebensstandards.

„Wenn ich nichts zu tun hätte und würde hier nur rumsitzen ... “

Herr C definiert Arbeit als festen Bestandteil seines Lebens, den er auch im weiteren Verlauf des Ruhestandes kontinuierlich fortführen möchte. „Wenn ich genug Rente bekommen würde, würde ich da trotzdem arbeiten gehen.“ Die Erwerbstätigkeit ermöglicht ihm neben der unmittelbaren Beschäftigung am Arbeitsplatz vor allem auch eine geregelte Strukturierung seines Alltages. „Morgens zum [Arbeitgeber], mittags Mittagessen, Mittagsschläfchen, dann hier [zu Hause an seinem Hobby am PC, Anm. der Autoren] arbeiten bis spät in die Nacht.“ Gewohnte

Tagesstrukturen werden damit aufrechterhalten. Bei einer gesicherten ökonomischen Basis in Form einer entsprechend hohen Rente würde er, wenn überhaupt, in ein arbeitsinhaltlich identisches Ehrenamt wechseln, sich jedoch keinesfalls aus der Arbeitswelt zurückziehen.

Durch die betriebliche Tätigkeit als Webadministrator erfährt Herr C Anerkennung, Lob und Wertschätzung, was er weniger an der finanziellen Vergütung festmacht, sondern eher an seinem inhaltlich anspruchsvollen Aufgabenbereich. Herr C widersetzt sich bewusst und gewollt dem klassischen Bild eines zurückgezogenen Rentners und sucht nach neuen erfüllenden Aufgaben. *„Also ich mach’ mich ganz nützlich. Und solange wie ich gesund bin, werde ich das auch machen.“* Anerkennung erlangt Herr C durch gewissenhafte und professionelle Arbeit, die vor allem sein Vorgesetzter zu schätzen weiß. *„Und wenn er das [was Herr C an Arbeiten verrichtet, Anm. der Autoren] durch ein Unternehmen machen lässt, dann kostet da die Stunde 60 Euro.“* Herr C ist sich bewusst, keine angemessene Bezahlung für seine Tätigkeiten zu erhalten, was jedoch durch die erfahrene Anerkennung und eigene Motivation aufgewogen wird.

Herr C hat die Möglichkeit, sein Hobby und sein privat Erlerntes unmittelbar im Betrieb unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten umzusetzen. So ist die Arbeit auch nach dem eigentlichen Austritt aus dem Berufsleben eine Herausforderung für ihn. *„Ich probiere aus. Und dann ... mein Wahlspruch ist immer der: Das Jahr hat 365 Tage, und ich brauch’ nur jeden Tag etwas dazu lernen.“* Dabei spielen Ehrgeiz und die Bereitschaft zur Mehrarbeit eine herausragende Rolle: *„Es ist an und für sich so meine Einstellung, immer mehr zu geben als ich eigentlich muss. [...] Ich sag immer, damit mir keiner an die Karre pinkeln kann. [...] Ja, also es macht auch Spaß. [...] Offensichtlich mache ich meine Arbeit auch ganz gut, ne? Hat keiner was zu meckern. Und dann muss man ja auch mal sehen: Für 400 Euro mache ich denen Dinge, die die – sagen wir mal – auf dem normalen Arbeitsmarkt nicht bekommen würden.“*

Mehraufwand wird, wie bereits in früheren Berufsfeldern, scheinbar selbstverständlich akzeptiert. *„Ja gut, die Arbeit, die ich da mache ..., ich arbeite da*

natürlich auch nicht nur 9 Stunden in der Woche, sondern ... ich guck da nicht auf die Uhr.“ Herr C hat seine Haltung zur Arbeit bis heute bewahrt. Selbst eine überstandene Erkrankung hatte keinen Einfluss auf den Wunsch, den weiteren Lebensabschnitt aktiv zu gestalten. *„Vor allen Dingen ist ja auch wichtig, dass man immer neue Ziele hat [...]. Wenn Sie die nicht mehr haben, dann fangen Sie an zu sterben.“* Er möchte als „Unruhegeist“ weiter an seinen individuellen Fähigkeiten arbeiten und verfolgt sein Ziel nach aktiver und selbstbestimmter Fortbildung. Die Arbeit im Betrieb sowie mit neuen Medien hält ihn *„geistig frisch.“*

Durch die Zugehörigkeit zum Betrieb erlangte Herr C nicht nur einen Zugang zu neuen Verdienstmöglichkeiten, sondern wurde außerdem Teil eines kollegialen und sozialen Netzwerkes. *„Ja, natürlich würde ich das vermissen. Erst mal die netten Kollegen, die man da hat.“* Die durchweg freundschaftliche Beziehung zur Betriebsleitung hebt er dabei besonders hervor. Herr C blickt positiv in die Zukunft: *„Neun Jahre bin ich da tätig, und ich hab’ vom Chef die Zusage, dass ich bis 75 dableiben kann.“* Obwohl er der älteste Mitarbeiter des Betriebes ist, hat er keinerlei Erfahrungen mit Diskriminierung oder ähnlichem machen müssen. Das Arbeitsklima und den Kontakt zu seinen Arbeitskollegen beschreibt er als sehr gut. Potentiellen Konflikten geht Herr C dabei jedoch keinesfalls aus dem Weg. *„Ich lass mir halt nichts gefallen, ne?“*

Als älterer Mensch nimmt er eine gewisse Sonderstellung ein im Betrieb, was er aber durchaus genießt. *„Natürlich gibt es in jeder Firma mit so vielen Mitarbeitern so einige Dinosaurier, mit denen man sich nicht so gut versteht. Aber im Großen und Ganzen ... Ich bin mit Abstand der Älteste da. Der Chef der ist der Zweitälteste, glaub’ ich. Ich bin so ’ne Vaterfigur für die. Deshalb ... ich mach also meine Sprüche, wenn ich da hinkomme, bin immer gut gelaunt morgens, und das haben die ja gerne, ne?“*

„Also sagen wir mal, ich bin zufriedener.“

Herr C hat keine Angst vor dem Alter. Was er zu vermeiden sucht, sind Immobilität und Fremdbestimmung. Sein persönliches Interesse an Neuem und die stete Suche nach Herausforderungen schaffen Abstand zu möglichen negativen Begleiterscheinun-

gen des Alterns. *„Ich sag‘ ja, wenn man damit aufhört, fängt man an zu sterben. Wenn man sich für nichts mehr interessiert, ja.“* Herr C distanziert sich von dem, was er für die übliche Alltagsgestaltung vieler Rentnerinnen und Rentner hält. *„Ja, komm wir haben ja Zeit, gehen wir ins Café‘... Da verblöden Sie doch mit der Zeit. Manche Ehepaare fangen sogar an zu streiten, wenn der Mann plötzlich den ganzen Tag zu Hause ist.“*

Trotz der Anerkennung, die Herr C durch seine Tätigkeit erfährt, gibt es *„Neider [...] Einige, die sagen: ‚Ja was geht der denn überhaupt arbeiten?‘ Aber das sind ja ... im Großen und Ganzen kann man die nicht ernst nehmen.“* Herr C erscheint sich selbst, aber auch Teilen seiner Umwelt, als *„Sonderfall.“* Erwerbstätigkeit im Rentenalter ist nach wie vor innerhalb seines sozialen Umfeldes ein eher unbekanntes Phänomen. Die Entscheidung für ein klassisches Rentnerdasein ohne Erwerbstätigkeit ist für Herr C keine Alternative: *„Soll doch jeder machen, was er will ... es ist einfach nicht mein Ding. [...] Was ich nur nicht gerne hätte, dass wenn man so dahin vegetiert, ne?“*

Herr C fühlt sich in seinem aktuellen Arbeitsverhältnis äußerst wohl. *„Also ich sehe eigentlich nur Positives. [...] Ich hab‘ keinen Stress. Ich hab‘ totale Freiheiten. Wenn mir mal nicht so gut ist [...], wenn schlechtes Wetter ist – man ist ja da wetterfühlig –, dann geh‘ ich ein bisschen spazieren, ne? Ich brauch‘ mich da nicht rechtfertigen, ich geh‘ dann raus und fertig.“* Flexibilität, Freiheit und eine individuell angepasste Beanspruchung machen den Unterschied zu vergangenen Arbeitstätigkeiten.

Herr D, Zeitungs- und Postbote

Herr D ist Ende 60 und lebt gemeinsam mit seiner Frau (Frau G, die ebenfalls interviewt wurde) in einem Einfamilienhaus in einer dörflichen Gemeinde. Bis zu seinem vorzeitigen Ruhestand war Herr D für verschiedene Firmen tätig, hauptsächlich im Vertrieb von medizinisch-technischen Geräten im Außendienst. Heute trägt Herr D gemeinsam mit seiner Frau im Auftrag eines großen Verlagshauses Zeitungen und Briefe in seiner Gemeinde aus. Das Interview fand im Haus des Ehepaares statt.

„Und dann kamen wir wirklich in finanzielle Engpässe.“

Herr D hatte sich mit Anfang 60 für eine Altersteilzeitregelung entschieden, die ihm sein ehemaliger Arbeitgeber angeboten hatte. Nach dem sog. Blockmodell arbeitete er 2,5 Jahre weiter in Vollzeit zu 90% seines regulären Gehalts und wurde dann bei gleichem Gehalt 2,5 Jahre freigestellt. Mit dem 65. Geburtstag folgte der Übergang in die Rente. Als seine Ehefrau zur damaligen Zeit eine größere Erbschaft antrat, entschloss sich das Ehepaar, ein Haus zu bauen sowie zur eigenen Altersvorsorge in eine weitere Immobilie zu investieren.

In den letzten Jahren vor der Rente hatte sich die Arbeit von Herrn D zunehmend zum Schlechteren entwickelt. Die ehemals sehr unabhängig arbeitenden Außendienstmitarbeiter wurden durch die Einführung neuer Technik (Mobiltelefone und Laptops) zunehmend in ihrer Arbeit überwacht und jeder Zeit abrufbar. Die Büroarbeit konnte nun von zu Hause erledigt werden, und die Mitarbeiter trafen sich nur noch selten. *„Dann kam man auch auf die Idee [...], dass man Vorgaben machte und ein Provisionssystem einführen wollte.“* Letzteres führte dann endgültig dazu, *„dass dann da auch sehr viel Reibereien untereinander auftraten – urplötzlich. Mir ist das zweimal passiert, dass dann plötzlich gekappt wurde: Die EDV-Abteilung wurde eigenständig, installierte das System und kassierte die Provision, die ich praktisch erarbeitet hatte, wo ich praktisch die ganze Vorarbeit gemacht hab‘. Und das hat mich dann schon ein bisschen geärgert. Deswegen hab‘ ich da auch sehr leicht bei dieser Altersteilzeitregelung zugeschlagen.“*

Nach Ablauf der Altersteilzeit stellte sich dann jedoch heraus, dass die Rente geringer war, als Herr D sich ausgerechnet hatte: *„Das erzählen einem die Arbeitgeber bzw. die Personalchefs der Arbeitgeber ja nie. Die sagen ja nicht, was passiert nach dieser Altersteilzeitregelung, nach dem Ablauf der 5 Jahre. [...] Da kommt die Rente gekürzt um bis zu 18 Prozent.“* Es kam hinzu, dass die als Altersvorsorge gedachte, per Kredit finanzierte Immobilie sich als Schuldenfalle entpuppte: *„Wir sind da einem Scharlatan aufgesessen.“* Aufgrund von Leerständen und

Unterschlagungen fielen die Mieteinnahmen aus, so dass die monatlichen Raten an die Bank nun zu einer großen finanziellen und psychischen Belastung wurden. *„Und dann kamen wir wirklich in finanzielle Engpässe.“*

Herr D sah sich gezwungen, trotz Rentenbezugs weiter einer Erwerbstätigkeit nachzugehen: *„Da hab ich gesagt, ich muss irgendwas machen nebenher. Das geht so nicht.“* Zunächst arbeitete er bei verschiedenen Finanzdienstleistern im Vertrieb und der Beratung – eine Arbeit, die ihn eher ärgerte als befriedigte: *„Man drückt den Leuten was auf's Auge, wo man möglichst viel Provision hat.“* Auch folgende Beschäftigungen in einem Marktforschungsinstitut und in einem Callcenter waren nicht von Dauer. *„Da*

gagiert erweiterte er diesen Zustellungsbereich kontinuierlich. Seine Frau unterstützte ihn dabei, neben ihrer Vollzeittätigkeit in einem Krankenhaus. Heute, da auch Frau G Rentnerin ist, tragen beide zusammen etwa 400 Zeitungen aus. Weitere 50 Zeitungen sollen bald dazu kommen: *„Das sind zwar nur 50 Zeitungen, aber immerhin, da kommt dann auch wieder ein 120-Euroschein bei rum.“* Inzwischen haben sie auch die örtliche Briefzustellung teilweise übernommen. So gelang es dem Ehepaar, das zusätzliche Einkommen kontinuierlich zu erhöhen.

„Also mir macht es Spaß, muss ich sagen.“

Die wirtschaftliche Lage von Herrn D und seiner Frau entspannte sich erst, als es ihnen gelang, über



Foto: ©Jochen Falk

lief es nur darauf hinaus zu kontrollieren, wer benutzt das Kabelnetz noch, ohne es zu bezahlen. [...] Musste man einen bestimmten Level erreichen, den man als Neukunden werben musste. Das hatte man mir aber nicht gesagt – und da [war] dann auch so nach einem halben Jahr Schluss. Dann bin ich zur Zeitung gekommen. Und seitdem bin ich froh.“

Erst die Arbeit als Zeitungsaussträger bot Herrn D die benötigte finanzielle Sicherheit: *„Bei der Zeitung weiß ich genau, da hab' ich am Monatsende mein Geld.“* Anfangs bediente Herr D ein kleineres Revier in der direkten Nachbarschaft seiner Wohnung. En-

einen *„sehr teuren, sehr versierten Rechtsanwalt“* die Angelegenheit mit der Immobilie *„gütlich mit der Bank, die das zu 100% finanziert hat, ... sag ich mal, zu Ende zu bringen.“* Es stehen noch eine Restschuld und die Anwaltskosten offen, die monatliche Belastung hat sich aber schon deutlich verringert und ein Ende ist in Sicht. Die verhältnismäßig guten Renten von Herrn D und seiner Frau reichen nun aus, um ihren Lebensstandard zu sichern. Dennoch gehen sie weiter arbeiten: *„Ich wünsch mir, dass wir*

das noch 'ne Zeit lang machen können [...], so dass wir uns auch ein bisschen Urlaub und Freizeitgestaltung gönnen können. Wir haben das aufgrund der finanziellen Situation mit der Immobilie über Jahre drastisch zurückfahren müssen.“ Die Motivation zu arbeiten hat sich geändert. Im Vordergrund steht nicht mehr die existenzielle Notwendigkeit, Schulden abzubauen, sondern eher das Zusatzeinkommen für den Urlaub und vor allem auch der Spaß, den ihm die Arbeit macht.

Herr D verdeutlicht das in einem Vergleich mit einer ehrenamtlichen Tätigkeit, die er zusammen mit seiner

Frau ausübt. Sie helfen Kindern aus der Grundschule beim Lesenlernen. Er betont, dass ihm dies weniger Spaß mache als das Zeitungsaustragen: *„Mir ist das Entgelt schon wichtig, und mir macht auch das Zeitungsaustragen Spaß und Freude, mehr als diese ehrenamtliche Tätigkeit, muss ich sagen (lacht). Bin ich ganz ehrlich.“* Die Bezahlung stellt aus seiner Sicht auch eine Art Anerkennung für geleistete Arbeit dar. Ehrenamtlichen Tätigkeiten mangelt es daran.

Nachdem er sich an den neuen Arbeitsrhythmus gewöhnt hatte, entdeckte er die Freude an seiner Tätigkeit. *„Also mir macht es Spaß, muss ich sagen. Man stellt sich da unheimlich um. Wie gesagt, früher im Außendienst, spät angefangen [...] und jetzt nachts [...], da hat man sich so rein gefunden.“* Obwohl Herr D sechs Tage die Woche im Arbeitseinsatz ist, empfindet er sein aktuelles Arbeitspensum im direkten Vergleich mit seinem früheren Beschäftigungsumfang als überschaubar und angenehm.

Herr D betrachtet seine Arbeit auch unter dem Gesichtspunkt physischer und psychischer Fitness. *„Ich mach das gerne, und ich find', das ist auch ein gewisses Gehirntraining, dass man nicht ganz, sag ich mal, stupide wird und nur hier Haus, Hof und oder so bedienen muss, sondern dass man eben auch noch flexibel bleibt, geistig rege bleibt.“*

Herr D kann bei seiner Arbeit auf Erfahrungen und Kompetenzen zurückgreifen, die er im Laufe der Jahre als Außendienstmitarbeiter gesammelt hat. Dieses Wissen nutzt er, um seine Wege zu optimieren und den Kundenbestand besser zu bedienen. Die heutige Tätigkeit bietet Herrn D immer wieder Herausforderungen und Abwechslung. *„Das beste Beispiel sind Handyrechnungen. Da sind häufig junge Leute, da bekommt erst sie 'ne Handyrechnung [...], ein paar Tage später bekommt er die. Gleiche Adresse und so weiter. Dann fällt einem erst mal auf, dass da zwei Namen an der Türklingel stehen. Manchmal stehen die ja noch nicht mal am Briefkasten. Also das sind schon Dinge, da muss man ständig auf der Hut sein.“*

„Da hat man sich so 'reingefunden.“

Sein Vorgesetzter schätzt Herrn D als zuverlässigen und motivierten Mitarbeiter. *„Bei mir weiß er, ich zieh mein Ding durch. Ich hab – glaub' ich – ganz wenig*

Krankheits- und Ausfallzeiten gehabt in der Zeit. Von daher ist das 'ne eingespielte Sache, und er akzeptiert, wenn ich dann sage: Ich kann dann und dann nicht.“ Solche Freiräume sind für Herrn D ein Indiz für Anerkennung und bestätigen ihn in seinem Handeln. Der tägliche Kampf um die Kunden während seiner Zeit als Außendienstler ist durch neue und vor allem kontrollierbare Arbeitsstrukturen ersetzt worden, in denen die einzige Vorgabe die termingerechte Auslieferung der Zeitungen bis sechs Uhr ist. Früher im Außendienst hat er *„spät angefangen, erst mal telefoniert, viel Kaffee getrunken und so weiter und so fort. [...] Und dafür wurde es dann am Abend 'was später. Und bei Tagungen sowieso die Nächte durch, und dann morgens 'was länger schlafen.“* Heute beginnt Herr D um ca. 2:30 Uhr, die Zeitungen auszuliefern: *„Da hat man sich so rein gefunden. Und was unheimlich Spaß macht, ist eben dann die Tatsache, [...] man hat tagsüber seine Zeit. Und wenn es nicht gerade wie im Winter Eis und Schnee regnet [...], dann ist das 'ne angenehme Sache. Man geht in den Morgen hinein, in diesen Aufgang, das Erwachen der Natur erlebt man. Also ich find das phantastisch (lacht).“* Zwar gibt es auch heute noch harte Tage, *„aber die steckt man dann wieder weg. Die werden dann wieder kompensiert. Echt!“*

Die Arbeitsverhältnisse beim Zeitungsvertrieb scheinen älteren Arbeitnehmer/innen entgegenzukommen. Herr D berichtet, dass die Mitarbeiterstruktur überwiegend von Älteren geprägt ist. Er gehört zu den ältesten Mitarbeitern. Aufgrund der schlechten Erfahrungen in anderen Betrieben und Tätigkeitsfeldern ist Herr D der Gewerkschaft beigetreten. *„Dass die [Vorgesetzten; Anm. der Autoren] nicht mit einem machen können, was sie wollen. Dass man nicht irgendwelche Sachen aufgezwungen bekommt, die man nicht will. Und das gibt einem doch eine gewisse Sicherheit. [...] Damit ich eben auch weiß, wo meine Rechte sind [...]. Viele werden da auch bewusst unwissend gehalten von Seiten der Teamleiter und der Geschäftsführung.“*

Die Kontakte zu Kolleginnen und Kollegen sind aufgrund innerbetrieblicher Umstrukturierungen deutlich eingeschränkt worden. Früher war dies anders: *„Dann hat man schon persönlich geklönt, da war man zu viert, fünft und so weiter. Und samstags waren wir dann so frei, sind nicht direkt losgefahren,*

sondern reihum hat jemand Kaffee mitgebracht. Dann haben wir erst mal, nachdem die Zeitungen sortiert waren und so... jeder sein Päckchen da hatte, erst mal Kännchen getrunken samstags und sind dann erst losgefahren. Das war ideal. Hier unten, wo wir jetzt beginnen mit der Austragung der Zeitung, weil die wesentlich früher kommen, die sind teilweise schon um 1 Uhr da in der Nacht. Jetzt in der Regel so 1.30 Uhr ... so dann geht das aber gleich so hektisch.“ Die Möglichkeit zum kurzen Austausch untereinander hat sich durch solche Veränderungen stark reduziert. Man kennt sich zwar, „man weiß, wer wo wohnt, wer was ist oder gewesen ist und was die für Interessen haben.“ Da die Arbeit des Zeitungsausstragens selbst aber eher isoliert verläuft, sind soziale Kontakte während der Arbeitstätigkeit sehr begrenzt.

Den Kontakt zu den Kunden beschreibt Herr D äußerst positiv. „Ich [kenne] die Leute, die Leute kennen mich.“ Er hebt hier besonders hervor, dass viele Zeitungsabonnent/innen seinen Arbeitseinsatz mit einem Geldpräsent am Jahresende, dem „Neujährchen“, belohnen: „Also wir haben im letzten Jahr fast einen Schock bekommen. Da waren teilweise Kuverts mit 50-Euro-Scheinen. Das hab’ ich bis dahin noch nicht erlebt, und da war ich ganz schockiert. Und da kommen auch einige Summen zusammen. Im letzten Jahr waren es auch deutlich über 1000 Euro.“ Für Herrn D sind diese Zuwendungen eine zusätzliche Würdigung seiner Arbeit seitens der Kund/innen. Er erfährt hier große Anerkennung, auf die er außerordentlichen Wert legt und die er als Resultat seines hohen Arbeitseinsatzes interpretiert, der stets deutlich über das geforderte Maß hinausgeht.

Frau E, Medizinisch-technische Assistentin

Frau E ist Anfang 70 und alleinstehend. Vor ihrem Ruhestand war sie als medizinisch-technische Assistentin beschäftigt. Heute arbeitet sie in der gleichen Arztpraxis, anders als früher aber ausschließlich in der Betreuung von Drogenkranken. Das Interview fand in ihrem Haus statt. In dem Haus lebte Frau E mit ihrem Lebensgefährten, einem freischaffenden Künstler, bis zu seinem Tod vor einigen Jahren zusammen. Das Haus steht auf einem großen Grundstück mit Garten und angeschlossenen Künstlerate-

lier, das Frau E vermietet hat.

„Ich hab’ früher nie gedacht, dass ich lange arbeiten will.“

Frau E arbeitet vor allem, um ihren Lebensstandard zu erhalten. Dazu zählt für Sie das regelmäßige Nutzen kultureller Angebote wie Theater oder Kino. „Kultur ist für mich sowieso lebensnotwendig.“ Zum Lebensstandard gehört für sie insbesondere, dass sie in ihrem eigenen Haus wohnen kann. Auch auf gesunde Ernährung legt sie Wert. Insgesamt reicht ihre Rente dafür nicht aus. Frau E bezieht eine Rente von ca. 620€. „Die ist sozusagen lächerlich.“ Um zusätzliche Einkünfte zu erzielen, vermietet Frau E das Atelier auf ihrem Grundstück und geht zusätzlich ca. 20 Stunden pro Woche arbeiten.

Es sind überwiegend finanzielle Sorgen, die Frau E veranlassen, einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Pflege des Grundstücks, Reparaturen am Haus und am vermieteten Atelier sind laufende Ausgaben, die sie finanziell belasten: „Da [am Haus, Anm. der Autoren] ist was nicht in Ordnung, da muss ich sagen: Oh, wie mach’ste das jetzt? Ein Handwerker kostet viel Geld.“ Soweit sie kann, repariert sie am Haus viel in Eigenregie. Das Geld, das sie verdient, legt sie zurück für eventuelle Reparaturen am Haus. Sie braucht ein Auto, um mobil zu bleiben und zur Arbeit zu kommen. Obwohl ihr ca. 15 Jahre altes Auto ein stetiger Unsicherheitsfaktor ist, kann sie sich kein neues Fahrzeug leisten.

Im Moment kommt Frau E mit ihren Einkünften über die Runden, fürchtet aber den Punkt, ab dem sie nicht mehr arbeiten kann: „Im selben Moment, wenn ich nicht mehr arbeite, fehlen mir so und so viele hundert Euro, dann muss ich mein Auto abgeben [...]. Ruhrtriennale, tolle Aufführung, geh’ste auch mal hin – geht dann nicht. [...] Oder in Urlaub fahren [...] können Sie dann vergessen.“ Schlecht sähe es auch schon aus, „wenn ich das da drüben [zeigt auf den Anbau im Garten, Anm. der Autoren] nicht vermieten könnte.“

Frau E hatte nicht geplant, im Ruhestand noch zu arbeiten, sah sich dann aber angesichts ihrer geringen Rente dazu gezwungen. „Ich hab’ früher nie gedacht, dass ich lange arbeiten will oder so. Da bin ich wirklich reingerutscht.“ Zwar hat Frau E insge-

samt ca. 38 Jahre gearbeitet, allerdings immer mit niedrigem Gehalt: „*Ich glaub, 40 Mark [im Monat, Anm. der Autoren] gekriegt im ersten Jahr [...]. Von so einem kleinen Gehalt, oder später 250 Mark, können Sie nicht auch noch sparen. [...] Und aus diesen kleinen Summen setzte sich dann natürlich später irgendwann die Rente zusammen*“. Geheiratet hat sie nie, weshalb sie keine Witwenrente bezieht.

„Interessant und nie langweilig.“

Früher arbeitete Frau E in der Arztpraxis als medizinisch-technische Assistentin hauptsächlich im Labor. Aber zeitweise war sie auch damals schon mit der Versorgung von Drogensüchtigen betraut. „*Ich mach das ja indirekt schon 18-19 Jahre, wie der erste Drogensüchtige kam*.“ Irgendwann wurde das Labor ausgelagert, und Frau E bekam andere Aufgaben.

Heute beschäftigt sich Frau E hauptsächlich mit der Vergabe von Methadon. „*Die Drogensüchtigen kommen um so und soviel Uhr. Dann kriegen die da ihre verschiedenen Sachen, es gibt sowohl Tabletten als auch Flüssigmedizin. [...] Das ist auch alles vorgegeben vom Arzt*.“ Außerdem führt sie Urinkontrollen durch und muss darauf achten, dass jemand, der krank oder betrunken ist, keine Medikamente bekommt. „*Immer aufpassen und aufpassen und im Auge behalten, aufpassen, dass die einen nicht betrügen*.“ Die längste Zeit führt Frau E ihre Aufgaben ohne die Anwesenheit eines Arztes durch und verfasst schriftliche Berichte für diesen und den Psychologen. Sie nimmt an wöchentlichen Teamsitzungen teil und ist auch Ansprechperson für das Sozialamt und den städtischen Drogen- und Krisendienst.

Die Freude an der Arbeit ist neben der Sorge um ihr Auskommen ein wichtiges Motiv für Frau E, die Arbeit ist für sie „*interessant und nie langweilig*.“ Sie sagt zwar, dass Sie sich die Arbeitszeit einteilen kann, beschreibt ihre Tätigkeit aber als „*relativ hektisch*“ und „*im Schnitt so 4 Stunden / 5 Tage die Woche*.“ Auch muss sie „*ab und an auch mal – nicht so ganz selten – samstags/sonntags*“ arbeiten, Feiertage sind ebenfalls keine Seltenheit: „*Die [Drogenabhängigen] können ja jeden Tag fast [kommen], ob Weihnachten, ob Ostern*.“ Frau E ist überzeugt, dass sie nicht länger ausfallen darf, wenn der reibungslose Betrieb der Einrichtung nicht gefährdet werden soll. „*Es gibt auch niemanden, wenn ich jetzt wirklich*

mal irgendwie mal zwei Wochen zu Hause bleiben würde, der mich ersetzen kann. [...] Außer der Arzt selber, aber der muss sich dann voll reinknien und seine Praxis ummodelln.“

Frau E sieht in ihrer Arbeit eine große Verantwortung, die sie auch über das eigentlich geforderte Maß hinaus wahrnimmt. „*Also wenn die mit Kindern kommen, dann muss man auch ein bisschen gucken, ob die gepflegt aussehen. Muss ich nicht, aber mach' ich*.“ Sie vertraut dabei auf ihre Erfahrung und ihr Gefühl. „*Ich kann Sie nicht angucken und beurteilen ob Sie gesund oder krank sind. Ich kann's nicht lernen. [...] Das muss man auch ein bisschen vom Gefühl her wissen. Also ich hab – teu-teu-teu – immer richtig gelegen, eher als jemand anders hab' ich immer gesagt: ‚Auf die müssen wir aufpassen.‘ Und das war immer richtig*.“

Die Arbeit mit Drogenabhängigen ist für Frau E allerdings auch belastend. „*Da wird man natürlich mit konfrontiert, ist klar, wenn Sie jemanden 15 Jahre lang kennen, und dann finden sie den in A. am Bahnhof, und der ist tot – das ist dann schon belastend. Klar. Oder auch so andere Sachen. Das kommt also immer mal vor*.“

„Dass ich auf keinen Fall ins Altenheim möchte.“

Für Frau E, die die meiste Zeit ihres Lebens gearbeitet hat, ist die Erwerbsarbeit aber auch eine Möglichkeit, „*dass ich eben rauskomme, dass ich Leute um mich habe, und das ist ganz klar*.“ Sie pflegt Kontakte mit ihren Arbeitskolleg/innen auch über die Arbeit hinaus: „*Da hab ich unheimliches Glück. Wir arbeiten schon 17-18 Jahre zusammen. [...] Und wir treffen uns, auch ohne dass wir jetzt sagen: meine Freundin, auch privat zwei- bis dreimal im Jahr. Mindestens. Weil wir uns eigentlich mögen*.“ Frau Es Arbeitskolleginnen und -kollegen und sie seien auf der gleichen „*Wellenlänge*.“

Frau E erweckt den Eindruck einer sehr aktiven und kämpferischen Person. Arbeit ist für sie auch ein Mittel, um mobil und fit zu bleiben. „*Wenn Sie ein Jahr zu Hause sitzen und nichts tun ... Ohne dass man's merkt, wird man fauler*.“ Gefragt, ob sie die Arbeit weiterführen würde, wenn sie das Geld nicht bräuchte, antwortet sie: „*Im Sommer, sag' ich ja, bin ich viel im Garten. [...]. Und bei so einem Wetter [es*

regnet in Strömen, Anm. der Autoren] krieg' ich auch durchaus Winterdepressionen (lacht), so nach dem Motto, ne? Vor 12 nicht aufstehen, bis 13-14 Uhr frühstücken und Zeitung lesen und das, das ist ja der Weg zum wirklich alt werden und Rentner sein. [...] Wenn Samstag, Sonntag ist, schlaf ich auch aus ... wenn ich keinen Dienst hab'. Aber wenn ich das jeden Tag tue, da rutscht man ja in diese Geschichte rein – alt werden.“ Um nicht „alt“ zu werden, treibt Frau E zusätzlich noch Sport und ist stolz, „dass ich alles mache.“

Ein fremdbestimmtes Leben kann sich Frau E nicht vorstellen. Auch deshalb wird sie alles tun, um zu verhindern, dass sie ins Altenheim muss. „Hier kriegt mich sowieso keiner raus, ins Altenheim oder so.“ In die Zukunft blickend ist das auch die größte Sorge von Frau E: „Die Gedanken, die ich mir mache, ist einfach, dass ich auf keinen Fall ins Altenheim möchte.“ Das Altern selbst nimmt sie gelassen: „Dass, wenn Sie morgens aufstehen, mal der Rücken weh tut, oder mal ein Krampf im Bein ist oder so. Das ist einfach so. [...] Oder warum kriegt man weiße Haare? Weil man älter wird!“ Auch „Angst krank zu werden, hab ich nicht, aber trotzdem kann ich übermorgen krank werden.“

Als Erwerbstätige im Alter sieht sich Frau E als eine Art Sonderfall: „Ich würd' mal sagen, hundert Prozent pass' ich wahrscheinlich nicht in das Rentenschema rein.“ Sie ist kein „typischer Rentner“, sondern aktiv, und darauf ist Frau E stolz, ebenso wie auf ihren Lebensweg: „Hab' ich mein ganzes Leben anders gelebt. Immer gegen den Strich, immer gegen den Strom.“ Deshalb könnten wir sie „sagen wir mal insofern nicht als Norm nehmen“, meint Frau E.

Herr F., Immobilienmakler

Herr F ist Ende 60 und war bis zum Eintritt in den Ruhestand bei einer Behörde des öffentlichen Dienstes angestellt. Jetzt arbeitet er in einem Maklerbüro im Vertrieb für Gewerbeimmobilien. Das Interview fand bei ihm zu Hause statt. Die Wohnung sowie das Mehrfamilienhaus, in dem sie sich befindet, sind sein Eigentum.

„Du gehst frühzeitig in Altersteilzeit.“

Herr F begann nach dem Schulabschluss eine Aus-

bildung in der Gastronomie, wo er bereits nach kurzer Zeit eigeninitiativ und engagiert am beruflichen Aufstieg arbeitete. „In der Branche gibt es eine Handvoll Spitzenkräfte, und alles andere ist Fußvolk.“ Aktiv und motiviert gelang ihm die Beförderung zum Restaurantleiter, und er übernahm im Laufe der kommenden Jahre weitere Führungspositionen. „Bin dann dort fast 10 Jahre gewesen als Restaurantleiter und Abteilungsleiter mit ja – sagen wir mal – mittelgroßen Abteilungen, aber überwiegend eigentlich immer alles hier vom Standort [seinem Wohnort, Anm. der Autoren] aus, also das heißt, ich habe nie meinen Wohnort verändert, aber auch nicht verändern wollen.“ Nach andauernden Schwierigkeiten mit der Unternehmensführung sowie einer drohenden Standortverlegung kündigte Herr F kurzfristig und verließ den Betrieb. Um der Arbeitslosigkeit zu entgehen und zukünftig selbstbestimmter handeln zu können, entschied er sich für die Selbständigkeit und führte fortan ein Unternehmen im gastronomischen Bereich.

Hier stellten sich neue Probleme ein. „Als mein eigener Chef war ich dann fast noch schlimmer wie irgendein Vorgesetzter es jemals hat sein können. [...] Dann hab' ich nach ungefähr einem Jahr einen gesundheitlichen Knacks bekommen, und dann meinte der behandelnde Arzt, ich sollte das wohl tunlichst lassen mit der Gastronomie.“ Herr F beschloss, sein Unternehmen aus Rücksicht auf die eigene Gesundheit aufzugeben. In der darauffolgenden Arbeitslosigkeit erkannte er jedoch schnell, dass Arbeit eine vorrangige Bedeutung in seinem Leben besitzt.

Um schnellstmöglich wieder in einen geregelten Arbeitsalltag einsteigen zu können, nahm Herr F eine Aushilfsstelle bei einer Sozialversicherungsbehörde an. Das niedrige Gehalt akzeptierte er ohne Groll. „Das ist mir letzten Endes sowas von egal. Hauptsache ich hab' was zu tun! Ja, dann bin ich als Aushilfe angefangen und dann ersten Zeitvertrag, nächster Zeitvertrag.“ Schließlich ergab sich doch noch eine langfristige Perspektive bei der Behörde, was Herr F nicht zuletzt auf seinen beruflichen Ehrgeiz zurückführt. Die Aushilfsstelle wurde in eine dauerhafte Vollzeitbeschäftigung umgewandelt, was wiederum neue Aufstiegschancen bot. „Erste Fachprüfung, zweite Fachprüfung und dann irgendwann mal gehobener Dienst.“ Ehe er sich's versah,

verblieb er „30 Jahre bei der Behörde, [...] da kam dann irgendwann nochmal so ein gesundheitlicher Knacks.“ Eine lang andauernde Erkrankung zwang Herrn F zu einer Auszeit. Heute weiß er, dass sein extrem hoher beruflicher Ehrgeiz Überbelastung und Stress produzierte, die er zum damaligen Zeitpunkt nicht kompensieren konnte. „Und dann hab' ich mir vorgenommen, wie ich wieder angefangen habe zu arbeiten: [...] Also pass auf, das hat keinen Sinn, du gehst frühzeitig in Altersteilzeit, du steigst also rechtzeitig da aus.“

Die Entscheidung für den Ausstieg aus dem Erwerbsleben fiel Herrn F finanziell nicht schwer. „Ich



Foto: ©Jochen Falk

bin nicht unbedingt [...] nur ausschließlich auf die Rente angewiesen.“ Herr F verfügt über Immobilieneigentum und erzielt bis heute zusätzliche Einnahmen durch die Vermietung von Wohnungen. „Und ich hab' dann auch so alles für mich geplant. Ich hatte eine langjährige Beziehung, und dann hatt' ich mir so vorgenommen: Wenn ich mal aufhöre zu arbeiten, dann kann man ein bisschen Urlaub machen.“

„Ich kann gar nicht ohne Arbeit.“

Der Eintritt in den vorzeitigen Ruhestand hatte jedoch Auswirkungen, die Herr F nicht vorhergesehen hatte: ein Gefühl der Leere. Etwa zur gleichen Zeit zog die mittlerweile erwachsene Tochter aus der gemeinsa-

men Wohnung aus, und zudem scheiterte noch die Beziehung zu seiner damaligen Lebenspartnerin. „Und dann ist mein ganzes Kartenhaus zusammengeknallt [...], da war nur noch ein Loch.“ Arbeit war ein Fixpunkt in Herrn Fs Leben gewesen, ihr Wegfall traf ihn zum damaligen Zeitpunkt hart. „Und daraus resultierend hab' ich mich dann mit dem Gedanken ‚Arbeit‘ auseinandergesetzt. Das heißt, ich hab' dann irgendwann festgestellt: Hör mal zu, du bist ein Workaholic, du hast dich nur und ausschließlich über den Job identifiziert.“

Verständnis fand er bei seiner Tochter, die die Initiative ergriff, sich nach einer Stelle für ihn umsa und auch gleich ein Vorstellungsgespräch für ihn vereinbarte bei einer Firma, deren Inhaber Herr F von früher kannte. „Ja und dann war ich am nächsten Tag um 11 Uhr da, und am übernächsten Tag bin ich angefangen zu arbeiten. [...] Mach' was völlig anderes [als früher in der Behörde, Anm. der Autoren], bin heute in der Immobilienbranche und arbeite im Vertrieb von Gewerbeimmobilien. Als 400- Euro-Kraft an zwei Tagen in der Woche, manchmal auch ein bisschen mehr, manchmal auch ein bisschen weniger. Das geht also alles sehr leger zu.“

Arbeit bietet Herrn F nach eigener Einschätzung vor allem Ordnung und Erfolgserlebnisse. Herr F geht es dabei weniger um arbeitsinhaltliche Aspekte der Arbeit. „Ich hab zum Beispiel die Arbeit bei der [Behörde] nicht eine Sekunde vermisst. Nicht eine einzige Sekunde. Ich bin auch nie wieder in dem Haus gewesen, trotz vieler Einladungen. Ich werde auch nicht mehr dahin gehen.“ Es geht ihm mehr um die strukturierenden Aspekte der Arbeit für sein Leben. Er empfand den plötzlichen Ausstieg aus dem Erwerbsleben als rapiden und unerwarteten Bruch. Den Stellenwert der Arbeit konnte er bisher auch nicht durch andere Alternativen ausgleichen. Wie er

feststellen musste, sind Freundeskreis, Sport, Urlaub oder sonstige Freizeitaktivitäten für Herrn F nur „begrenzt wirksame Ausgleichs. [...] Das war ganz schön, das war auch eine vernünftige Alternative, aber irgendwo war das nur so eine Episode.“ Sein Fazit lautet daher: „Ich glaube, ich bin der klassische Prozentsatz derer, die eigentlich nie mit ihrem Ruhestand zurechtkommen.“

Auch in seinem familiären Umfeld findet dieses Resümee Zuspruch. „Die Tochter hat gesagt: Mach's! Weil die kriegte ja nun mit, was mit mir hier zu Hause passierte und hat auch klipp und klar gesagt: ‚Papa, du gehst deiner ganzen Umgebung auf den Keks, und guck zu, dass du wieder was machst und irgendwas tust.‘“ Für Herrn F war klar: „Du existierst nur über den Job, über das und über den Erfolg im Job, sonst gar nichts.“ Die Anerkennung steht dabei für ihn im Vordergrund. „Wie auch immer, was ich dann mache, so nach dem Motto: Das macht der gut, oder das macht der mit Engagement oder was, [...] das hab' ich immer schon gebraucht.“ Das Streben nach Anerkennung setzt sich auch in seiner aktuellen Erwerbstätigkeit fort. „Ich habe sehr häufig den Eindruck, dass die Kunden die Kompetenz ihres Gegenübers zu schätzen wissen und dass auch ein klares Wort gewünscht ist, ich bemühe mich also, Klartext zu reden.“

Darüber hinaus sucht er im Berufsleben auch soziale Integration. „Allerdings würd' ich mal meinen, dieser übliche Verlust der sozialen Kontakte, die man verliert, wenn man nicht mehr arbeitet, dass das bei mir eben auch stattgefunden hat. Das hab' ich durch die Arbeit ein bisschen wieder ausgeglichen.“ Durch seinen erneuten Einstieg in die Arbeitswelt sieht er sich sogleich wieder in der Verantwortung. „Ich sag' ja, ist wieder so ungefähr wie in der Vergangenheit bei meinem Job. Ich fang' dann irgendwann was an, und dann ist das für mich eine Frage der Verantwortlichkeit. [...] Ich hab' das angenommen, also hab' ich das weiterzuführen. Ich erkenne im Augenblick bei unserer Firma nicht, dass irgendeiner erwartet, dass ich gehe. Das heißt, ich bin nach wie vor da noch gefragt und ich erlebe nach wie vor, dass man es lieber hat, ich häng' ein paar Stunden mehr dran, als dass ich ein paar Stunden früher geh'.“

„... eine Aufgabe zu haben.“

Aktuelle Umstrukturierungen in der Firma lassen Herrn F darüber nachdenken, erneut einen Ausstieg zu wagen. Er hat festgestellt, dass seine Leistungsfähigkeit unter den neuen Umständen nachlässt. Zudem fühlt er sich übergangen, weil die Umstrukturierung ohne seine Beteiligung erfolgte. „Ich überlege im Augenblick ernsthaft, ob ich nicht das als Aufhänger nehm' und sag: Passt mal auf, nehmt euch für den Neuanfang einen Neuen und lasst mich raus.“

Nach wie vor ist er sich nicht sicher, ob ein erneuter Ausstieg aus dem Berufsleben nicht doch wieder ähnlich schwerwiegende Auswirkungen auf sein Privatleben haben könnte wie schon einmal. „Ich würde eigentlich lieber aufhören, aber ich hab' auch ein bisschen Angst davor, weil ich weiß nicht, ob das funktioniert. Da ist ein Mensch [die Lebenspartnerin; Anm. der Autoren], der ist mir sehr, sehr wichtig. Das ist auch alles toll mit uns. Aber ich weiß nicht, ob ich ihr nicht, wenn ich nicht mehr arbeite, dauerhaft auf den Keks geh' und da irgendwas den Bach runtergeht.“ Einen erneuten Rückschlag wie beim ersten Ausstieg aus dem Erwerbsleben möchte er nicht riskieren.

Die fortgeführte Teilhabe an der Arbeitswelt ermöglicht Herrn F darüber hinaus, eine gewisse Distanz zum Alter zu bewahren. „Und da darf ich auch nicht ernsthaft drüber nachdenken, ein Pflegefall zu werden. Und ich hab' auch, geb' ich also auch unumwunden zu, ich tue mich enorm schwer mit in Anführungszeichen ‚alten Menschen‘. Aber auch erst seitdem ich aus dem Job raus bin.“

Herrn Fs Entscheidung zur erneuten Aufnahme einer Erwerbstätigkeit beruhte nicht auf finanziellen Motiven. Er konnte sogar Familienmitglieder und Kinder weiterhin unterstützen. Bis heute ist Herr F nicht auf das finanzielle Entgelt seiner Erwerbstätigkeit angewiesen. Dennoch kam ein Ehrenamt zum damaligen Zeitpunkt nicht in Frage. „In der Zeit hab' ich da gar nicht drüber nachgedacht. Ich glaube aber auch zu dem Zeitpunkt, wenn ich die Wahl gehabt hätte, wäre mir das also noch wichtig gewesen, ein Salär zu erzielen. Inzwischen spielt das für mich keine Rolle mehr. Ich meine, das hat aus Kostengründen keine Rolle gespielt. Aber [...] der Erfolg, das ist ja das, was mich immer geleitet hat während meiner Berufstätigkeit. Und ich denke mal, das ist es hier auch, da sind eben am Ende des Monats die 400

Euro. Das ist der Erfolg.“

Seine derzeitigen Überlegungen schließen auch mehr und mehr ein Ehrenamt mit ein. Entscheidend ist, eine Aufgabe im Leben zu haben. *„Ich glaube aber, dass es wirklich so ist. Wobei ich es nicht an dem Wort Arbeit festmachen würde, sondern ich würde dann sagen: Beschäftigung. Gleich welcher Art. Sei es Ehrenamt oder sei es irgendwas, eine Aufgabe zu haben. Ja, ich glaube das spielt schon eine Rolle.“* Anerkennung muss nicht identisch sein mit finanzieller Entlohnung. Erfolg *„könnte dann der Erfolg auch im Ehrenamt sein.“* Inzwischen engagiert er sich bei einem sozialen Netzwerk, das bürgerschaftliches Engagement älterer Menschen fördert. Die Angst vor einer neuen Leere bei Aufgabe seiner Erwerbstätigkeit bleibt. *„Ich würde gern mal an einen Punkt ankommen, wo ich zufrieden bin. Ja, ist so meine Idealvorstellung.“* Ob und wann er diesen Punkt erreicht, ist für ihn ungewiss. *„Ich möchte liebend gerne irgendwann zur Ruhe kommen und meinen Ruhestand genießen. Ich freu mich auf den Tag, wann das denn funktioniert, wo ich so meine Zweifel hab.“*

Frau G, Zeitungs- und Postbotin

Frau G ist Mitte 60. Sie war früher als medizinisch-technische Assistentin in einer großen Klinik beschäftigt. Heute arbeitet sie als Zeitungsausträgerin und Postbotin. Sie lebt gemeinsam mit ihrem Ehemann, Herrn D, in einem eigenen Haus in einer ländlichen Gemeinde. Das Interview fand in ihrem Wohnzimmer statt.

„Hab’ immer gerne gearbeitet.“

Frau G war ihr ganzes Leben erwerbstätig: *„Bis im vergangenen Jahr war ich berufstätig, 40 Jahre lang. Hab’ immer gerne gearbeitet.“* Eigentlich war Frau G mit ihrem Beruf recht zufrieden. *„Ich hab’ eigentlich auch immer von Patientenseite recht gute Anerkennung erfahren im Beruf.“* Je älter sie wurde, desto stärker erfuhr sie aber auch das Belastende an diesem Beruf. *„Das hab’ ich zumindest empfunden jetzt mit zunehmenden Alter, dass einem es doch teilweise etwas schwerer fällt, unter Zeitdruck 8 oder 9 Stunden durchzuhalten und entsprechend konzentriert zu sein bei der Arbeit. Und was ich auch zuneh-*

mend empfunden habe, zumindest ab 56-57, dass ich leider nicht mehr ganz so lernfähig war.“ Offenbar ließ man die älteren Beschäftigten im Krankenhaus auch deutlich fühlen, dass man sie im Vergleich mit den jüngeren für unterlegen hielt. *„Es war sehr deutlich, dass sie uns ältere Kolleginnen, die nicht mehr so schnell waren, gerne raus haben wollten.“*

Auch die Arbeitsbedingungen machten ihr mit zunehmendem Alter zu schaffen: *„Und wir hatten teilweise sehr schlechte Klimabedingungen. [...] Die Großgeräte geben alle sehr viel Hitze ab, also wenn da im Sommer 30 Grad sind, dann mach’ ich schnell schlapp. Dann hab’ ich Sauerstoffnot, keine frische Luft, keine Belüftungsmöglichkeit. Das fand’ ich alles zunehmend anstrengender. Und wenn Sie dann nicht mehr mithalten, Tempo, Tempo, Tempo. Dann macht man den Leuten, zumindest hab’ ich die Erfahrung gemacht, schon klar, dass man das Feld besser für die Jüngeren räumen sollte.“* Weil die Ältesten mit den längsten Arbeitsverträgen die Teuersten für den Arbeitgeber sind, vermutet Frau G hierin ein weiteres Motiv des Arbeitgebers, ältere Arbeitnehmer/innen aus dem Berufsleben herauszudrängen. Aufgrund gesundheitlicher Probleme war es ihr möglich, schon mit 62 eine vorzeitige Altersrente zu beziehen.

„Im Moment können wir da gut mit leben.“

Frau G bekommt eine gute Rente: *„Ich hab’ also bis auf 30 Euro, 2000 Euro brutto. Das erreichen viele Frauen heute nicht mehr.“* Zusammen mit der Rente ihres Mannes beträgt das Renteneinkommen des Ehepaares rund 4000 Euro. Vor einigen Jahren hatten sie sich nach einer Möglichkeit umgesehen, zusätzlich für das Alter vorzusorgen. Sie erwarben gemeinsam mit anderen eine Immobilie in der Hoffnung auf eine sichere Rendite. Die erworbene Immobilie erwies sich jedoch als Fehlinvestition. Hinzu kam, dass sie vom Verkäufer betrogen wurden. *„Was uns also fast das Genick gebrochen hat [...]. Da hat es Unterschlagungen gegeben, da hat es Leerstände gegeben, so dass wir also 1500 Euro jeden Monat an die Bank zahlen mussten.“* Hinzu kam noch, dass die Beiden zwischenzeitlich ihr Haus gebaut hatten, in dem sie ihren Lebensabend verbringen wollten: *„1500 weg jeden Monat, und hier ’ne Hypothek von 1000 noch, ja und leben müssen wir ja auch noch*

von irgendwas nochmal. Also so 4000 bis 5000 Euro ist für uns natürlich auch 'ne Menge Holz jeden Monat.“ Frau G und ihr Mann befanden sich in einer schwierigen Lage. „Wir hatten gerade gebaut und dachten, wir müssten jetzt das Haus verkaufen [...]. Und irgendwann sind Sie am Ende.“

Frau G war zu der Zeit noch voll berufstätig, während ihr Mann in Altersteilzeit gegangen war. Um den drohenden Verlust des Hauses zu vermeiden, begann Herr D, verschiedenen Nebenjobs nachzugehen. Letztlich bekam er einen Job als Zeitungsbote. Da das Geld allerdings weiterhin nicht reichte, begann Frau G, sich neben ihrem Hauptberuf am Zeitungsaustragen zu beteiligen: „Teilweise bin ich dann vor meinem Dienst ab morgens 4 mitgefahren, ab 8 Uhr dann Krankenhaus und den Tag so weiter. Und seitdem ich jetzt in Rente bin, machen wir das gemeinsam.“

Ihre Lage entspannte sich erst, als es ihnen mit Hilfe einer Anwaltskanzlei gelang, sich vom Großteil der Schuldenlast zu befreien. Zum Zeitpunkt des Interviews waren die wirtschaftlich schwierigen Zeiten bereits Vergangenheit. Zwar haben sie noch eine Restschuld bei der Bank, aber „im Moment können wir da gut mit leben.“ Mit dem Wegfall der wirtschaftlichen Not wandelte sich auch die Motivation von Frau G zu arbeiten. „Und jetzt sagen wir uns, wir sind im Moment noch beide so fit, dass wir diese 1000 Euro jeden Monat noch mitnehmen können.“ Das Zusatzeinkommen dient jetzt eher dazu, sich einen gewissen Lebensstandard zu erhalten. Frau G schätzt sich selbst als jemanden ein, der hohe Ansprüche hat. „Ich hab' in vielen Bereichen ziemlich hohe Ansprüche. Also ... ich möchte auch in eine Buchhandlung gehen können [...] mit der Absicht, ein Buch zu kaufen, und komm mit dreien raus. [...] Muss ich überlegen, ob ich im Monat überhaupt 30 Euro für ein Buch ausgeben kann – das würde mich stören.“

„Wir waren froh mit der Zeitung.“

Frau G fand in ihrer aktuellen Tätigkeit als Zeitungsausträgerin einen adäquaten Ersatz für die zuletzt sehr belastende Arbeit im Krankenhaus. Im Vergleich zu ihrer Berufstätigkeit als medizinisch-technische Assistentin fühlt sie sich jetzt befreit von der Last der Verantwortung, dass „man nicht mehr die-

sen psychischen Druck hat, dass wenn man Fehler macht, gleich was Dramatisches passiert.“

Dass sie nun an 6 Tagen in der Woche (montags bis samstags) etwa ab 2 Uhr morgens rund 3 bis 4 Stunden lang auf den Beinen ist, empfindet sie nicht als Belastung. „Da ich mein Leben lang früh aufgestanden bin – ich bin einfach Frühaufsteher –, ist das für mich geschenkt. [...] Ich bin sonst, als ich noch voll im Job war, bin ich schon mal morgens um 3.30 Uhr aufgestanden und hab 2 Stunden gebügelt. [...] Meine jungen Kolleginnen haben immer gesagt: ‚Nicht ganz dicht.‘“ Auch jetzt stößt sie im Freundeskreis damit teilweise auf Unverständnis: „Also der Tatbestand, dass wir weiterarbeiten, wird wohl angenommen. Was aber überhaupt nicht angenommen wird, [...] dass es unbedingt diese Nachtstätigkeit sein muss.“ Für Frau G ist es „optimal, dass ich nachts arbeiten kann, morgens kurz schlafe und den ganzen Tag zu meiner freien Verfügung habe.“

Da sie und ihr Ehemann, Herr D, schon Erfahrungen mit anderen Nebenjobs gemacht hatten und sich dort teilweise „über den Tisch gezogen“ fühlten, ist sie jetzt sehr zufrieden mit den geregelten Bedingungen ihrer Tätigkeit bei einem großen Verlagshaus: „Wir waren froh mit der Zeitung [...], endlich was zu haben, wo Sie einen ordentlichen Vertrag haben [...]. Das ist eben schriftlich auch fixiert, dass Sie ... bis 6 Uhr sollen die Zeitungen ausgetragen sein [...]. Sie haben feste Urlaubsansprüche, Sie haben ein anteiliges Weihnachtsgeld, und Sie haben auch ein anteiliges Urlaubsgeld. Also ich hab' noch bei keinem 400-Eurojobber solche korrekten Arbeitsverträge erlebt wie jetzt bei der Zeitung.“

Dass ihre Arbeitszeiten wenig flexibel sind, nimmt sie gern in Kauf. Wichtiger ist ihr, dass der „psychische Druck [...] weitaus geringer“ ist als er es in ihrem ehemaligen Hauptberuf war. „Wenn ich gewissenhaft meine Arbeit mache, habe ich keine Probleme, keine Reklamationen. [...] Also als Druck würde ich das nicht bezeichnen.“ Bei der Urlaubsgestaltung kommt der Chef ihr und ihrem Mann entgegen. Das sei zwar auch bei vielen anderen Mitarbeiter/innen der Fall, aber Frau G führt es vor allem auf ihre gewissenhafte Arbeit zurück. „Da gibt es keine Reklamationen. Wir haben also sehr zuverlässige Abonnenten. Denke, das liegt auch daran, dass wir sehr

zuverlässig sind.“

Der Kontakt zu den Kundinnen und Kunden ist Frau G sehr wichtig. *„Ist super gut. Super gut. Das spiegelt sich mindestens einmal im Jahr an den Zuwendungen [...] zu Weihnachten oder Neujahr. Wir kennen etliche Leute persönlich, und die schreiben also vielfach auch sehr nett zu Weihnachten. Wir haben also jetzt schon wieder unsere ersten Briefchen heut' Morgen mit nach Hause gebracht.“* Frau G und ihr Mann schreiben aus eigener Initiative Weihnachtskarten für alle Abonnent/innen. Dass diese solches Engagement zu schätzen wissen, zeigen sie durch Geldzuwendungen an die Zeitungsboten am Jahresende, das sog. Neujährchen. *„Wir haben im letzten Jahr, man höre und staune, 1400 Euro nur von Zeitungsabonnenten bekommen.“* Auf das gute Verhältnis zu ihren Kunden ist Frau G sehr stolz.

Nur am Rande erwähnte Frau G, dass ihr auch die sozialen Kontakte auf der Arbeit wichtig sind. *„Also ich finde, wir sind wirklich ein ganz tolles Team hier.“* Frau G engagiert sich im Betriebsrat des Verlagshauses. Jeden Freitag fährt Sie in eine benachbarte Stadt und berät behinderte Kolleginnen und Kollegen. Zu diesem Zweck nimmt Sie auch regelmäßig an Fortbildungen teil und investiert auch zu Hause noch Zeit für die Vor- und Nachbereitung.

Da Frau G selber gerne liest, hält Sie es für wichtig, die Freude am Lesen an die nächsten Generationen weiterzugeben. Deshalb nimmt sie ehrenamtlich eine Mentorentätigkeit an einer Grundschule wahr. *„Damit hatte ich angefangen, weil ich selber gerne lese und es auch für wichtig halte, dass man der Jugend noch vermittelt, dass Lesen auch eine sinnvolle Tätigkeit ist.“* Frau G betreut einen Schüler: *„Ist aber ein ganz pfiffiges Kerlchen und macht mir einfach Spaß.“* Sie hat ihren Mann dazu bewegen können, ebenfalls ein Kind zu betreuen.

Gefragt, ob sie sich auch vorstellen könnte, ganz auf ehrenamtliche Arbeit zu setzen und auf eine bezahlte Tätigkeit zu verzichten, betonte Frau G, dass sie doch recht klar unterscheidet, ob eine Arbeit bezahlt ist oder nicht. Bis zu einer gewissen Grenze ist Frau G durchaus bereit, ehrenamtliche Arbeit zu leisten. Sie möchte aber nicht, dass ihr Engagement ausgenutzt wird. Eine angemessene finanzielle Entlohnung bedeutet für Frau G einerseits eine offizielle

Anerkennung, andererseits auch eine geregelte Grenze des Engagements, die verhindert, dass sie gänzlich für die Arbeit vereinnahmt wird. *„Wenn ich Arbeitseinsatz leiste [...], dann möchte ich dafür auch Geld sehen. [...] Ehrenamt bin ich auch zu bereit [...]. Andererseits hab' ich immer in meinem Leben auch die Erfahrung gemacht, wenn man etwas ehrenamtlich tut – das ist jetzt hier genauso: Kann nur sagen, wenn man den Herrschaften den kleinen Finger reicht, dann nehmen sie gerne die ganze Hand. Bis zu einer gewissen Grenze bin ich da auch bereit mitzumachen. Aber das hat sich hier auch schon entwickelt, dann ist abends ein Treffen und noch ein Mentorentreffen und noch ein Vortrag. Das ist auch ganz nett, aber ich möchte mich da nicht so unter Druck setzen.“*

Frau H, Reinigungskraft

Frau H, Anfang 70, war seit ihrer Heirat als Hausfrau tätig. Nebenbei hat sie einige Zeit mit medizinischer Fußpflege etwas hinzuverdient. Seit mittlerweile 9 Jahren arbeitet sie als Reinigungskraft an 1 bis 2 Tagen in der Woche in einer medizinischen Praxis. Das Interview fand an ihrem Arbeitsplatz statt.

„Also muss man sich selber helfen.“

Frau H, ursprünglich Hausfrau und Mutter, übernahm nach der schweren Erkrankung ihres Ehemannes dessen Pflege. Die Ausübung einer Erwerbstätigkeit kam zur damaligen Zeit für sie nicht in Frage. *„Vorher war das ja gar nicht, [...] da war man Hausfrau, und dann war man zu Hause, wie das so war, ne? Und die Eltern gepflegt und so weiter, und ja da konnt' ich ja nicht [einer Erwerbsarbeit nachgehen, Anm. der Autoren]. Und wenn man einen Schwerstpflegefall hat, dann kann man nicht arbeiten gehen, und das geht ja nicht.“* Frau H war durch den gesundheitlichen Zustand ihres Ehemannes zeitlich enorm eingebunden. *„Selber keine Freizeit zu haben, nichts, keine Zeit für sich zu haben, rund um die Uhr da zu sein, das ist schon hart.“* Dennoch bereut sie die damalige Entscheidung zur Pflege ihres Mannes nicht. *„Nein, dann hätt' ich nie mehr in' Spiegel gucken können, wenn ich das nicht gewollt hätte. Ne? In guten wie in schlechten Zeiten.“*

Nach dem Tod des Ehemannes wurde die finanzielle

Situation zunehmend schwieriger. Frau H bemühte sich um eine Arbeitsstelle, gelangte jedoch erst über Umwege an ihre aktuelle Anstellung. *„Ich hab' auch erst was anderes gemacht. Ich hab' medizinische Fußpflege gemacht und bekam dann Rheuma in den Handgelenken. Und dann konnt' ich das nicht mehr, und dann war ich ja jetzt auf solche Putzstellen angewiesen. Meine, das geht. Es ist manches auch etwas schwierig, aber es ist besser als ... es geht besser als die anderen Handbewegungen.“* Die Stelle als Reinigungskraft erhielt sie bereits nach kurzer eigeninitiativer Suche. *„Das hat sich einfach so ergeben! Die haben jemanden gesucht, und ich hab' gesagt: Gut, ich mach' es, ich muss sowieso, ne?“*

Seit dem Tod ihres Ehemannes bezieht Frau H mo-



natlich 730 Euro Rente, sie ist auf die zusätzlichen Einnahmen durch ihren Minijob angewiesen. Frau H wohnt aktuell mit ihrem Sohn in einer 65m² Wohnung am Stadtrand. Haushaltungskosten und Miete beanspruchen dabei den wesentlichen Teil des monatlichen Einkommens. *„Etwas über 400 [Miete; Anm. der Autoren]. Ja und dann kommt die Heizung dazu, dann kommt Strom dazu, dann sind ja schon mal 500 weg. Dann kommen die ganzen Versicherungen ... also.“* Die Anstellung als Reinigungskraft trägt einen erheblichen Teil zu ihrem geregelten Einkommen bei. Auf finanzielle Unterstützung aus dem

familiären Umfeld kann Frau H nicht zurückgreifen. *„Ja, Verwandtschaft ist kaum noch da, ich habe noch einen Sohn, der zu Hause ist, der auch arbeitslos ist. Und ... ansonsten hab' ich eigentlich weiter niemanden mehr.“*

Frau H spricht sehr offen über ihre finanzielle Situation und beschreibt sich selbst als einen Menschen, der von Altersarmut betroffen ist. Arbeit auch nach dem eigentlichen Eintritt in den Ruhestand ist für sie eine essentielle Notwendigkeit geworden. *„Ich möchte die Wohnung behalten, wo ich 50 Jahre drin wohne. Das ist ja ... Wohnungen sind teuer, ne? Ich möchte auch einen gewissen Lebensstil, das heißt, ich bin nicht sehr anspruchsvoll, aber dass man eine Zeitung hat, Fernsehen muss man haben. Versiche-*

rungen müssen bezahlt werden, es kann ja immer mal was sein. Auch eine Sterbeversicherung, dass sie mich wenigstens unter die Erde kriegen. Ja, aber ansonsten und was alles so dazu gehört.“

Frau Hs Tätigkeit ermöglicht ihr kleinere Annehmlichkeiten und gestattet zusätzliche Ausgaben für Hobbies und Bücher. *„Ich lese sehr viel.“* Trotz alledem lebt sie bescheiden und kalkuliert ihre Ausgaben besonnen. Ein Auskommen allein auf Basis der monatlichen Rente scheint ihr jedoch

undenkbar. *„Ne, was soll ich da machen? Mit den paar Kröten auskommen, die mir da noch übrig bleiben? [...] Wurde von der BfA angeschrieben, dass eine Grundsicherung, dass jedem Menschen das zusteht. Und dann bin ich zum Sozialamt gegangen, und dann haben die mir gesagt, dann möchte ich mir bitte eine kleinere Wohnung nehmen. Dann käm' das schon hin.“* Die Wohnung wollte sie nicht aufgeben. Frau H ist bis heute enttäuscht über die geringe staatliche Zuwendung und Hilfeleistung. *„Denn so schnell [...] bekommt man vom Sozialamt kein Geld. Wenn Kinder da sind, dann wird gefragt: Können die Kinder nicht was geben? Und dann sa-*

gen die alten Leute natürlich: Ja, bevor meine Kinder, bevor ich von meinen Kindern was erwarte oder bekomme, dann verzichte ich doch lieber drauf. [...] Also muss man sich selber helfen. Indem man sein Können weitergibt, es ausnutzt, ne? Um damit Geld zu verdienen.“

„Wovon willst du leben, wenn du nicht mehr arbeiten kannst?“

Über eine plötzliche Erkrankung oder einen Wegfall der Arbeitsstelle mochte Frau H lange Zeit nicht nachdenken. Ein Unfall führte ihr jedoch schlagartig vor Augen, wie prekär ihre aktuelle Lebenssituation tatsächlich ist. *„Ich bin rückwärts gestolpert in der Wohnung und hab mir die Hüfte gebrochen.“* Frau H musste ungefähr 6 Wochen in einem Krankenhaus und einer Rehabilitationsklinik verbringen. *„Und meine erste Reaktion war: Mein Gott, finanziell geht’s mit dir bergab, das kannst du vollkommen alles abhaken! [...] Das war sofort mein erster Gedanke. Wovon willst du leben, wenn du nicht mehr arbeiten kannst? Und dann hab’ ich aber wieder... vielleicht ist es auch nur eine Prellung? Das konnte ja durchaus sein, wenn man Rheuma hat und Kortison nimmt, dann [...] sind die Knochen nicht mehr die, die’s mal waren. Und dann hatte ich die Hüfte gebrochen. Aber ich hab’ es sehr gut gepackt und sehr gut überstanden.“*

Frau H versetzte die Vorstellung, ihre Arbeitsstelle zu verlieren, in große Unruhe. Erst nachdem ihre Arbeitgeberin ihr zusicherte, sie könne nach ihrer Genesung selbstverständlich weiter bei ihr arbeiten, normalisierte sich die Situation, und Frau H arbeitete aktiv an ihrer Regeneration. *„Das war für mich ja schon mal ein Plus. Da konnt’ ich mich dran hochziehen. Aber ich bin auch nicht der Mensch, der ja, der so schnell aufgibt.“* Eine Alternative zur Erwerbsarbeit sah sie zum damaligen Zeitpunkt nicht. *„Ja, das ist eine sehr große Angst. Hätt’ ich gesagt, dann kann ich den Löffel abgeben.“*

Das Finanzielle steht zwar im Vordergrund, aber auch sonst geht Frau H gerne zur Arbeit. Das Arbeitsklima sowie die Arbeit als solche sagen ihr zu. *„Ja, ich muss auch sagen, ich geh ganz gerne raus. Und den Kontakt zu den Menschen [beizubehalten], [...] das gehört natürlich dazu. Wenn ich sage, mein Gott jetzt muss ich schon wieder raus – es gibt na-*

türlich so Tage, dass sich jeder mal mies fühlt und daliegt und lieber zu Hause bleibt. Aber ansonsten ... und das gehört natürlich dazu.“

Die geregelten wöchentlichen Arbeitszeiten bilden einen Fixpunkt im Alltag von Frau H. Arbeit fördert ihrer Ansicht nach auch die Gesundheit. *„Ein Mensch, der immer in Bewegung ist, der ist ja auch viel gesünder.“* Die berufliche Aktivität hat sich laut Frau H besonders positiv auf die schnelle Genesung während des Krankenhausaufenthalts ausgewirkt. *„Ein alter Mensch, der nur sitzt, der kann dann gar nichts mehr, ne?“*

In ihrem sozialen Umfeld stößt die fortgeführte Erwerbstätigkeit dabei eher auf Skepsis. *„Ja, die sagen: Ja, mein Gott, musst du denn immer noch arbeiten? Ja, ich sag, ich hab’ ja mit [Mitte 70] nicht mehr Rente als vorher. Denen geht’s natürlich gut, ne? [...] Ja, das ist ein bisschen Unverständnis. Und da, das hake ich ab. Was soll man da sagen?“* Frau H hat es aufgegeben, Freunden und Bekannten die genaueren Umstände ihrer finanziellen Situation zu erläutern. *„Nein, da diskutiere ich nicht. Ich erkläre das einmal, wenn man es dann nicht kapiert, dann hat sich das für mich erledigt.“* Frau H entspricht gemäß eigenen Aussagen nicht annähernd dem klassischen Bild von einer Rentnerin. Urlaube, Wellness oder ausgedehnte und kostspielige Freizeitaktivitäten sind aufgrund finanzieller Defizite unerreichbar. Für Frau H bleibt die Erwerbstätigkeit trotz positiver Begleiterscheinungen und Auswirkungen auch zukünftig eine absolute Notwendigkeit. In diesem Zusammenhang hofft sie vor allem, möglichst lange fit und gesund zu bleiben. Die Angst vor altersbedingten Einschränkungen ist dabei jedoch stets präsent.

4. Motive für die Erwerbstätigkeit von Rentnerinnen und Rentnern

In diesem Kapitel wird noch einmal eine Auswertung der Interviews vorgenommen, im Unterschied zum vorhergehenden Kapitel aber nach Themenbereichen geordnet. Als Themenbereiche fassen wir die verschiedenen Motive für die Erwerbstätigkeit, die uns von den Interviewpartner/innen genannt wurden.

4.1 Finanzielle Motive

Von niemandem aus dem Kreis der Befragten wurden finanzielle Probleme so sehr als existenzbedrohend empfunden wie von Frau H. Mit 730 Euro Rente könnte sie sich ein Überleben ohne ihr zusätzliches Einkommen als Reinigungskraft nicht vorstellen: *„Ne, was soll ich da machen? Mit den paar Kröten auskommen, die mir da noch übrig bleiben?“* Nach Jahren als Hausfrau und Mutter, in denen sie nur geringe Rentenansprüche erwerben konnte, sah sich Frau H gezwungen, nach dem Tod ihres Ehemannes eine Erwerbsarbeit aufzunehmen. Sie braucht den Verdienst, um ihren Lebensstandard zu halten, der – wie sie selbst sagt – recht bescheiden ist. *„Ich bin nicht sehr anspruchsvoll, aber dass man eine Zeitung hat, Fernsehen muss man haben. Versicherungen müssen bezahlt werden, es kann ja immer mal was sein. Auch eine Sterbeversicherung, dass sie mich wenigstens unter die Erde kriegen.“*

Worauf Frau H großen Wert legt, ist die Wohnung, in der sie mit ihrem Mann und ihrem Sohn seit Jahrzehnten gewohnt hat. Sie möchte auf jeden Fall ihr gewohntes Wohnumfeld erhalten. Sie verzichtet auf Sozialleistungen, weil die Behörde dafür eine Reduzierung der Wohnungsmiete zur Voraussetzung macht. *„Wurde von der BfA angeschrieben, dass eine Grundsicherung, dass jedem Menschen das zusteht, und dann bin ich zum Sozialamt gegangen, und dann haben die mir gesagt, dann möchte ich mir bitte eine kleinere Wohnung nehmen.“*

Etwaige Verdienstauffälle könnte Frau H nicht kompensieren, sie fürchtet sich vor weiteren gesundheitlichen Einschränkungen. Verstärkt wurde diese Angst von einem Unfall in ihrer eigenen Wohnung, der einen längeren Krankenhausaufenthalt nötig

machte. *„Und meine erste Reaktion war: Mein Gott, finanziell geht's mit dir bergab, das kannst du vollkommen alles abhaken! [...] Das war sofort mein erster Gedanke. Wovon willst du leben, wenn du nicht mehr arbeiten kannst?“* Fast schon verzweifelt klingt ihre Antwort auf unsere Frage, ob sie Angst habe, irgendwann nicht mehr arbeiten zu können. *„Ja das ist eine sehr große Angst. [...] Dann kann ich den Löffel abgeben.“*

Frau E, der medizinisch-technischen Assistentin, geht es ganz ähnlich, sie bekommt eine sehr niedrige Rente von 620 Euro, die sie selbst als *„lächerlich“* bezeichnet. Sie hat zwar die meiste Zeit ihres Lebens gearbeitet, aber nie viel verdient. Sie hatte ihren verstorbenen Lebensgefährten nie geheiratet und deshalb keinen Anspruch auf eine Witwenrente. Eine private Altersvorsorge war aufgrund des geringen Gehalts nicht möglich gewesen. *„Von so einem kleinen Gehalt können Sie nicht auch noch sparen.“* Was bleibt, ist die Erwerbstätigkeit. *„Ich hab' früher nie gedacht, dass ich lange arbeiten will oder so ..., da bin ich wirklich 'reingerutscht.“*

Frau E lebt in einem eigenen Haus, das sie mit ihrem verstorbenen Lebensgefährten bewohnte. Durch die Vermietung des früheren Künstlerateliers, das auf dem Grundstück steht, erzielt sie weitere Einnahmen. Es plagen sie jedoch ständig Sorgen um den Erhalt ihres Hauses und des Ateliers. Die Einnahmen aus der Miete reichen hierzu nicht aus, auch deshalb muss Frau E zusätzlich arbeiten gehen.

Auch Frau E betont, dass die Erwerbstätigkeit in erster Linie dazu dient, den Lebensstandard zu sichern. Für sie gehört zum Auskommen die Möglichkeit, kulturelle Angebote zu nutzen und am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Kultur ist für Frau E *„sowieso lebensnotwendig“*. Sollte sie irgendwann nicht mehr arbeiten können, müsste sie sich einschränken: *„Im selben Moment, wenn ich nicht mehr arbeite, fehlen mir so und so viele hundert Euro. Dann muss ich mein Auto abgeben [...]. Ruhr Triennale, tolle Aufführung, geh'ste auch mal hin, ... geht dann nicht [...]. Oder in Urlaub fahren [...], können Sie dann vergessen.“* Ihr Auto benötigt Frau E schon, um zur Arbeit zu kommen. Es ist aber auch notwendig, um insgesamt mobil zu bleiben und damit ihre Handlungsfreiheit zu erhalten.

Herr C war viele Jahre selbständig und sehr erfolgreich, hat aber nicht in die Rentenversicherung eingezahlt, daher ist sein Anspruch auf eine gesetzliche Rente sehr gering. Seine private Vorsorge in Form von Immobilien scheiterte, als er durch Privatinsolvenz und Scheidung alles verlor. Heute bekommt er 670 Euro Rente und erwirtschaftet 400 Euro zusätzlich durch einen Minijob als Webadministrator. Er betont jedoch, dass er damit gut zurechtkommt: *„Ich kann ja praktisch nur so leben, wie das meine Rente zulässt. [...] Ich kann meine Wünsche, die ich habe ... die kann ich alle erfüllen. Ich bin ja nicht Größenwahnsinnig. Ich leb' nach dem, was ich einnehme, und ich hab' auch 'ne gewisse Vorstellung, was ich immer auf der Bank haben muss. Darunter geh' ich nicht, nur was ich darüber habe [gebe ich aus, Anm. der Autoren].“* Er plant immer für den Moment, wo er kein Einkommen mehr aus Erwerbstätigkeit erzielen kann. *„Und ich würde finanziell auch so klarkommen. Ich kann dann nur nicht mehr so großzügig verfahren.“*

Herr C kalkuliert seine monatlichen Ausgaben auch schon für den Fall, dass er nicht mehr erwerbstätig wäre. *„Beim Amt habe ich mich schon erkundigt, dass ich Mietzuschuss kriegen würde. Und ich rauche nicht, ich trinke nicht, geh' in keine Kneipe ... und hab' keine Frau, kein Auto. Also wenn man – sagen wir mal – einigermaßen rechnen kann, dann kann man davon leben.“* Anders als Frau E und Frau H hat er bereits seine gesamte Wohnsituation an die aktuelle Einkommenslage angepasst. Der frühere Eigenheimbesitzer bewohnt heute eine 2-Zimmerwohnung. Weitere Einkommensverluste würden vermutlich dazu führen, dass er sein Hobby, am PC zu basteln und zu programmieren, aufgeben müsste.

Solange Herr C physisch und psychisch aktiv bleiben kann, möchte er keinesfalls auf eine Erwerbstätigkeit verzichten. Er ist der Auffassung, mit seinem PC- und Programmierkenntnissen könnte er sich immer etwas hinzuverdienen. Über potentielle altersbedingte Defizite und Einschränkungen denkt er dabei nur selten nach. *„Ja, ich bin ein positiv denkender Mensch.“*

Das Ehepaar Frau G und Herr D geriet trotz einer nahezu lückenlosen Erwerbsbiographie und der daraus resultierenden hohen Renten (zusammen ca. 4000 Euro) in finanzielle Not. Eine zur Altersvorsor-

ge gedachte Immobilie, die zusätzlich Mieteinnahmen generieren sollte, sowie ein Eigenheim konnten zu Beginn mühelos finanziert werden. Anders als erwartet, erwies sich die kreditfinanzierte Immobilie als Fehlinvestition. Die laufenden Forderungen der Banken und die Tilgung der Hypotheken überstiegen schnell die finanziellen Ressourcen des Ehepaares. *„Wir hatten gerade gebaut und dachten, wir müssen jetzt das Haus verkaufen ... und irgendwann sind Sie am Ende.“* (Herr D)

Herr D sah sich zur erneuten Aufnahme einer Erwerbstätigkeit gezwungen. *„Da hab' ich gesagt, ich muss irgendwas machen nebenher. Das geht so nicht.“* Dabei war er nicht wählerisch und nahm für ihn eher unangenehme Arbeiten z.B. in einem Callcenter an. Die Anstellung bei der Zeitung empfand er als *„Glücksfall“*. Auch Frau G beteiligte sich am Zeitungsaustragen, zunächst neben ihrer Vollzeitanstellung in einem Krankenhaus, später als Rentnerin. Erst nach einem langwierigen rechtlichen Verfahren konnte ein Vergleich mit der Bank erzielt werden, und die finanzielle Situation entspannte sich. Dennoch setzen beide ihre Erwerbsarbeit fort. Das erzielte Einkommen verwenden sie nun für zusätzliche Anschaffungen und Freizeitaktivitäten.

Frau A und Herr B beschreiben ihre gute ökonomische Situation als Basis ihrer jeweiligen nachberuflichen Aktivitäten. Für den pensionierten Hochschulprofessor Herrn B spielt das Finanzielle keine Rolle bei der Fortführung seiner Erwerbsarbeit im Ruhestand. *„Geld ist für mich unwichtig. Aber den Satz kann man deswegen in Ruhe sagen, wenn man ein gutes Auskommen hat, das will ich fairerweise dazu sagen.“* Er kann im Ruhestand Tätigkeiten frei nach eigenem Interesse wählen. Ähnlich geht es Frau A, die per Werkvertrag weiter für die Hochschule arbeitet. Beide blicken auf eine nahezu lückenlose Erwerbsbiographie mit relativ hohem Einkommen zurück, beide konnten ausreichende Altersvorsorge betreiben und frühzeitig in andere Vorsorgemaßnahmen investieren.

Beide begannen aber schon in den letzten Jahren ihrer Berufstätigkeit, sich um Handlungsalternativen im Rentenalter zu bemühen. Frau A absolvierte schon früh ein Zusatzstudium als *„zweites Standbein“* für ihr kommendes Alter. Das erworbene Fach-

wissen ermöglicht ihr nun im Alter einen selbstbestimmten Zugang zu gewünschten Arbeitsfeldern. Herr B bezeichnete seine Aktivitäten, ein Institut zu gründen, als „berufliche Altersvorsorge“. Er sah sich nach möglichen Aktivitäten um, die ihn interessierten. „Wie stell' ich mir Alter vor? Was muss ich tun, damit ich später glücklich bin?“ Er betrachtet seine Pensionierung als neue berufliche Option und eine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung jenseits einengender Regeln des Hochschulbetriebs. Zugunsten seines Projekts, das offensichtlich unterfinanziert ist, verzichtet Herr B sogar auf eine Vergütung seiner Arbeit.

Herr F kann ebenfalls auf eine beinahe lückenlose Erwerbsbiographie zurückblicken. Nach einigen Jahren in gehobenen Positionen in der Gastronomie und einem Exkurs in die Selbständigkeit arbeitete er ca. 30 Jahre lang bei einer Sozialversicherungsbehörde. Neben einer guten Rente verfügt er über Immobilienvermögen und erzielt hier zusätzliches Einkommen durch die Vermietung von Wohnungen. Sein Ausstieg aus dem Berufsleben verlief planvoll. „Und ich hab' dann auch so alles für mich geplant. Ich hatte eine langjährige Beziehung, und dann hatt' ich mir so vorgenommen: Wenn ich mal aufhöre zu arbeiten, dann kann man ein bisschen Urlaub machen.“ Die hohen Erwartungen an den Ruhestand erfüllten sich jedoch letztlich nicht. Seine Motive für die Wiederaufnahme einer Erwerbsarbeit sind nicht finanzieller Art, sie liegen eher darin, „eine Aufgabe zu haben.“ Auf den Zuverdienst ist er nicht angewiesen, allerdings ist eine Vergütung für ihn eher ein Zeichen der Anerkennung. „Ich meine, das hat aus Kostengründen keine Rolle gespielt. Aber [...] der Erfolg, das ist ja das, was mich immer geleitet hat während meiner Berufstätigkeit. Und ich denke mal, das ist es hier auch, da sind eben am Ende des Monats die 400 Euro. Das ist der Erfolg.“

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Geld ist quasi der gemeinsame Nenner sehr differenzierter Motivlagen. Auch wenn die Fortsetzung oder Neuaufnahme einer Erwerbstätigkeit finanziell begründet wird, so können sich dahinter doch sehr unterschiedliche Lebenssituationen verbergen. Existenzielle Not zu vermeiden, ist dabei eine Extremsituation. Die Aufrechterhaltung des Lebensstandards ist jedoch kein Luxus, wenn beispielsweise die angestammte

Wohnung gehalten werden soll. Konzertbesuche gehören zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Ein PKW ist ein Mittel zum Erhalt der Mobilität und damit eigener Handlungschancen im Alter.

Wie die Interviews zeigen, ist der Lebensstandard individuell formbar. Was der Einen als unverzichtbar erscheint, hat der Andere schon als notwendige Einsparung aus seinem Leben gestrichen. Hier wäre weiter nachzuforschen, insbesondere im sozialen Umfeld, ob und inwieweit die Teilhabe am sozialen Leben durch materielle Einsparungen gefährdet wird. Was bedeutet es, wenn Konzertbesuche nicht mehr finanzierbar sind, gehen damit auch soziale Kontakte verloren? Wohnen Freunde und Bekannte in der Nachbarschaft oder weiter entfernt, so dass sie ohne Auto nur noch selten besucht werden können?

Als prekär empfinden die Befragten ihre Situation vor allem dann, wenn sie auf das Zusatzeinkommen angewiesen sind, zugleich aber fürchten müssen, durch gesundheitliche Probleme demnächst nicht mehr arbeiten zu können. Wenn das meist geringe Erwerbseinkommen für den laufenden Lebensunterhalt dient, kann keine Vorsorge getroffen werden für die Zeit, in der Erwerbsarbeit nicht mehr möglich sein wird. Es droht ein fremdbestimmtes Leben in einem Altenheim.

Es finden sich quasi am anderen Extrem Rentner/innen, die ohne finanzielle Sorgen ihre Freiheit genießen, indem sie Tätigkeiten nachgehen, die ihnen Spaß machen. Aber auch hier können finanzielle Motive eine Rolle spielen, wenn die Befragten betonen, dass ein Entgelt symbolische Bedeutung hat, indem es Anerkennung und Erfolg signalisiert.

4.2 Arbeit als Teil des Lebens

Herr F hatte sich, nicht zuletzt aufgrund gesundheitlicher Probleme, eigentlich für einen vorzeitigen Abschied aus dem Berufsleben entschieden. Erwerbstätigkeit empfand er als abgeschlossenes Kapitel seines Werdegangs. „Und ich hab' dann auch so alles für mich geplant. Ich hatte eine langjährige Beziehung, und dann hatt' ich mir so vorgenommen: Wenn ich mal aufhöre zu arbeiten, dann kann man ein bisschen Urlaub machen [...]“. Der Eintritt in den vorzeitigen Ruhestand hatte jedoch Auswirkungen,

die Herr F nicht vorhergesehen hatte: ein Gefühl der Leere. Etwa zur gleichen Zeit zog die mittlerweile erwachsene Tochter aus der gemeinsamen Wohnung aus, und zudem scheiterte noch die Beziehung zu seiner damaligen Lebenspartnerin. *„Und dann ist mein ganzes Kartenhaus zusammengeknallt [...], da war nur noch ein Loch.“* Arbeit war ein Fixpunkt in Herrn Fs Leben gewesen, ihr Wegfall traf ihn zum damaligen Zeitpunkt hart. *„Und daraus resultierend hab' ich mich dann mit dem Gedanken ‚Arbeit‘ auseinandergesetzt. Das heißt, ich hab' dann irgendwann festgestellt: Hör mal zu, du bist ein Workaholic, du hast dich nur und ausschließlich über den Job identifiziert.“* Mit Hilfe seiner Tochter fand er eine Anstellung als Immobilienmakler, eine Tätigkeit, die sich völlig von seiner vorherigen im öffentlichen Dienst unterscheidet. Heute denkt er wieder darüber nach, ob er seine Erwerbstätigkeit nicht doch lieber wieder aufgeben sollte, zumal er auf das Entgelt nicht angewiesen ist. *„Ich würde eigentlich lieber aufhören, aber ich hab' ein bisschen Angst davor, weil ich weiß nicht, ob das funktioniert.“*

Was Herr F mehr oder weniger schmerzlich erfahren musste, war Herrn B von vornherein klar. *„1992, da war ich 50 [...], da hab ich auf das Leben zurückgeblickt und hab gesagt: 50, war das alles? An der Hochschule war das alles? Kann doch nicht alles sein. Du brauchst noch eine Altersversicherung! Und die Altersversicherung war die Institutsgründung [...]. Und das Institut hab' ich noch, kann jederzeit drauf zurückgreifen und irgendwas mit dem Institut machen.“* Jetzt arbeitet er an der Hochschule an einem Projekt, für das er selbst die Mittel akquiriert hat. Auch nach dem Eintritt in den Ruhestand haben sich Bedeutung und Stellenwert der Arbeit in seinem Leben nicht wesentlich verändert. *„Meinen Kindern hab' ich immer erzählt, ich hab' nichts anderes gelernt als arbeiten. Würd' ich mal sagen, es ist für mich auch schon sehr wichtig, eine Form der Selbsterfüllung und der Nützlichkeit zu haben, ne? Mir sagte neulich mal jemand: Freu dich, wenn du noch gebraucht wirst. Das Gefühl, gebraucht zu werden.“* Arbeit ist Teil seines Lebens.

Ganz ähnlich Frau A. Auch sie versuchte die Anbindung an die Hochschule zu halten *„weil das so'n bisschen ja auch mein Zuhause gewesen [ist] so über die ... 30 Jahre.“* An den Übergang in den Ruhestand,

der erst wenige Monate her ist, denkt Frau A wehmütig zurück. Vor dem Ruhestand war sie akzeptiert und eingebunden ins Kollegium und hätte sich gern noch weiter als Gastdozentin in der Hochschule engagiert. Mit der offiziellen Verabschiedung aber fand ein Bruch statt. Es schien ihr, als sei sie an ihrem Arbeitsplatz nicht mehr erwünscht. Es gelang ihr dann aber, einen Lehrauftrag zu bekommen und daneben den Auftrag, auf freiberuflicher Basis ein Projekt zu akquirieren. Von ihrer Familie erfährt sie Unterstützung für ihre Lebensweise. *„Die können sich, glaub' ich, gar nicht vorstellen, dass ich nicht weiter arbeiten gehen kann. Aber hm ... die sind ganz froh (lacht) dass ich weiter arbeiten geh'. Weil nur zu Hause, glaub' ich, kann sich kein Mensch vorstellen.“*

Wenn Frau G auf ihre 40 Jahre währende Berufstätigkeit zurückblickt, kann sie sich nicht vorstellen, dass bloße Freizeitaktivitäten die Arbeit in ihrem Leben aufwiegen könnten. *„Also ich glaube, da ich freiwillig 40 Jahre lang [arbeiten] war... Ich habe eigentlich primär nie gearbeitet, um [meine] Existenz zu verbessern, dritten Fernseher, zweites Auto, sondern ich hab' immer gerne gearbeitet.“* Obwohl sie und ihr Mann, Herr D, die Tätigkeit als Zeitungsboten aus einer damaligen finanziellen Notlage heraus aufnahmen, führten und führen sie diese Tätigkeit rückblickend immer mit Spaß und großem Engagement aus. *„Zu Wellness und Reisen kann ich nur sagen, ich wünsche mir da eine Kombination aus Fitness, Arbeitseinsatz, Freizeit, entsprechend wie wir das machen und natürlich auch mal eine Urlaubsfahrt. Aber nur dieses Wellnessprogramm, das wäre für mich nichts. Würde mich nicht ausfüllen.“*

Frau E, die einer Tätigkeit als MTA in einer Arztpraxis nachgeht, wo sie bereits vor dem Eintritt in die Rente tätig war, bezeichnet ihren beruflichen Werdegang als *„zweites Leben.“* Obwohl der Arbeitsalltag häufig hektisch und zeitweise belastend ist, schätzt sie doch neben dem finanziellen Entgelt auch die Tätigkeit an sich. Selbst bei gesicherter finanzieller Situation würde Frau E ihre Tätigkeit fortführen wollen. Gefragt, ob sie die Arbeit vermissen würde, antwortet sie: *„Ja doch, das würde ich sicherlich schon. Ja. Weil alles in allem mache ich das ja jetzt schon – bis mal auf sieben Jahre, die ich mal nicht gearbeitet hab' – 45 Jahre oder... also die Arbeit überhaupt, ne?“*

Frau H war seit ihrer Hochzeit als Hausfrau und Mutter tätig. Erst im Rentenalter hat sie wieder eine Erwerbsarbeit aufgenommen. Die Entscheidung resultierte maßgeblich aus der prekären und angespannten finanziellen Situation. Seit dem Tod ihres Ehemannes bezieht Frau H eine Rente, die zum Leben nicht ausreicht. Die Anstellung als Reinigungskraft trägt einen erheblichen Teil zum Einkommen bei. Das Finanzielle steht zwar im Vordergrund, aber auch sonst geht Frau H gerne zur Arbeit. Das Arbeitsklima sowie die Arbeit als solche sagen ihr zu. „Ja, ich muss auch sagen, ich geh‘ ganz gerne raus. Und den Kontakt zu den Menschen [beizubehalten], [...] das gehört natürlich dazu. Wenn ich sage, mein Gott jetzt muss ich schon wieder raus – es gibt natürlich so Tage, dass sich jeder mal mies fühlt und daliegt und lieber zu Hause bleibt. Aber ansonsten ... und das gehört natürlich dazu.“

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass unsere Ausgangsthese, Arbeit werde von Rentner/innen nicht nur des Geldes wegen ausgeübt, durch die Aussagen der Befragten bestätigt wird. Erwerbsarbeit wurde von ihnen schon vor der Verrentung nicht nur als notwendiges Übel angesehen, sondern als integraler Bestandteil eines guten Lebens empfunden, wenn auch in sehr unterschiedlichen Ausprägungen. Die Verrentung gilt deshalb keineswegs von vornherein als Befreiung. Eher im Gegenteil kann sie Anlass zu Sorgen und Nöten sein. Dass nach Überschreiten der Altersgrenze wieder eine Erwerbstätigkeit aufgenommen wird, kann dadurch motiviert sein, dass eine gewisse Leere entsteht, wenn von heute auf morgen ein bis dahin wichtiger Teil des Lebens fehlt. Einige der Befragten haben gezielte Vorkehrungen für die Fortsetzung ihrer Erwerbstätigkeit getroffen. Vermutlich ist es kein Zufall, dass es sich hierbei um die Höherqualifizierten handelt, die Möglichkeiten haben, selbständig neue Tätigkeiten zu definieren und auszuführen.

Es wäre interessant, die hier zitierten Aussagen erwerbstätiger Renter/innen zu konfrontieren mit Stellungnahmen von Rentner/innen, die nicht erwerbstätig sind. Erst dann ließe sich mit größerer Sicherheit sagen, welche Umstände dazu führen, dass die einen die Verrentung als Befreiung und Beginn eines neuen Lebens interpretieren, während die anderen eher einen Verlust empfinden und wieder nach einer

Erwerbsarbeit suchen. Soviel lässt sich allerdings hier schon sagen: Die finanzielle Basis spielt eine große Rolle dabei, ob die Verrentung als Befreiung oder als Verlust angesehen wird. Wer nicht auf das zusätzliche Einkommen aus Erwerbsarbeit angewiesen ist, kann selbst entscheiden, ob er eine Arbeit aufnimmt und ob er sie – im Falle, dass die Tätigkeit ihm nicht zusagt – wieder aufgibt.

Einige Äußerungen unserer Interviewten weisen darauf hin, dass sie selbst ihren Drang, wieder erwerbstätig zu sein, als etwas Zwanghaftes deuten. Die Selbstbestätigung, die aus der Arbeit gewonnen wird, ist vielleicht weniger auf Freude an der Tätigkeit zurückzuführen, sondern eher auf eine Verinnerlichung gesellschaftlicher Vorurteile, dass der Mensch ohne Arbeit nichts gilt. Auch dies wäre eine interessante Fragestellung für weitere Untersuchungen.

Wenn Arbeit auch Teil des Lebens bleibt, so bietet der Bezug einer Rente doch die Möglichkeit, die Zeit zu begrenzen, die mit Arbeit verbracht wird. Es entstehen neue Chancen, sich intensiver mit der Familie, mit verschiedenen Hobbys oder ehrenamtlichen Tätigkeiten zu befassen. Verschiedene Befragte haben ihre Erwerbsarbeit so organisiert, dass sie ihre Zeit flexibel einteilen können. Gerade das schätzen sie im Vergleich zur Erwerbstätigkeit vor der Verrentung.

4.3 Persönliche Herausforderungen

Jenseits finanzieller Motive betonen die Befragten, dass Erwerbsarbeit für sie eine Herausforderung bedeutet, die sie nicht zugunsten eines eher passiv vorgestellten Rentnerdaseins aufgeben möchten.

Herr C ist ein gutes Beispiel dafür, dass sich beide Motive keineswegs ausschließen. Er braucht das Geld, betont aber trotzdem: „Wenn ich genug Rente bekommen würde, würde ich da trotzdem arbeiten gehen.“ Herr C sieht trotz seiner Einbindung in selbstinitiierte private Freizeitgestaltung keinen adäquaten Ersatz für seine aktuelle Erwerbstätigkeit. Neben dem Spaß an seiner Tätigkeit ist ihm die Strukturierung seines Alltags wichtig. „Morgens zum [Arbeitgeber], mittags Mittagessen, Mittagsschlafchen, dann hier [an seinem Hobby zu Hause am PC, Anm. der Autoren] arbeiten bis spät in die Nacht.“

Auch für Frau G bedeutet die Tätigkeit als Zeitungsbotin die Chance, die eigene physische Aktivität aufrechtzuerhalten. *„Für mich wäre das tödlich, wenn ich von meinem Volljob – ich hab ungefähr 50 Stunden die Woche gearbeitet, Krankenhaus mit Nachtdiensten – mich jetzt hier hin hocken würde und würd' meinen Hund streicheln.“* Sie und ihr Ehemann, Herr D, waren durch eine hohe Schuldenlast zur Arbeitsaufnahme gezwungen worden. Obwohl diese akute Notsituation behoben ist, können sich beide nicht vorstellen, aus ihrer aktuellen Tätigkeit auszuschneiden.



Im Vergleich zum Ehrenamt, das Frau G zusätzlich ausübt, schätzt sie an der Erwerbsarbeit die klaren Strukturen und die Grenzen zur Freizeit. Bei ehrenamtlichem Engagement sieht sie die Gefahr, vereinnahmt zu werden. *„Ehrenamt bin ich auch zu bereit [...]. Andererseits hab' ich immer in meinem Leben auch die Erfahrung gemacht, wenn man etwas ehrenamtlich tut – das ist jetzt hier genauso: Kann nur sagen, wenn man den Herrschaften den kleinen Finger reicht, dann nehmen Sie gerne die ganze Hand.“*

Frau E, die als MTA Drogensüchtige betreut, betont die möglichen negativen Effekte eines passiven Rentnerdaseins: *„Wenn Sie ein Jahr zu Hause sitzen und nichts tun ... Ohne dass man's merkt, wird man fauler.“* Die Aktivität in der Arbeit hilft ihr nicht

nur in finanzieller Hinsicht, sondern auch dabei, nicht in Verhaltensweisen zu verfallen, die sie für rentnertypisch hält. *„Vor 12 nicht aufstehen, bis 13-14 Uhr frühstücken und Zeitung lesen und das, das ist ja der Weg zum wirklich alt werden und Rentner sein. [...] Wenn Samstag, Sonntag ist, schlaf' ich auch aus ... wenn ich keinen Dienst hab'. Aber wenn ich das jeden Tag tue, da rutscht man ja in diese Geschichte rein – alt werden.“*

Frau H, die ebenfalls unbedingt auf das Entgelt ihrer Erwerbstätigkeit als Reinigungskraft angewiesen ist, beschreibt vor allen die gesundheitsförderlichen Aspekte. *„Ein Mensch, der immer in Bewegung ist, der ist ja auch viel gesünder.“* Ihre berufliche Aktivität hat ihr geholfen, sich nach einem Unfall schnell wieder zu erholen. Dagegen: *„Ein alter Mensch, der nur [...] sitzt, der kann dann gar nichts mehr, ne?“*

Frau A beschreibt ihre Tätigkeit als Hochschuldozentin zudem als Herausforderung für die eigenen kognitiven Fähigkeiten. *„Und ich bin auch nicht der Typ, der die Beine hoch legt oder*

immer in Urlaub fährt oder nur gute Bücher liest. Ich such' auch schon 'ne Herausforderung und ich bin sehr froh, dass ich die jetzt gefunden habe.“ Herr C thematisiert die Notwendigkeit des lebenslangen Lernens. *„Ich probiere aus. Und dann – mein Wahlspruch ist immer der: Das Jahr hat 365 Tage, und ich brauch' nur jeden Tag etwas dazu lernen. [...] Man bleibt ja auch, wenn man sowas macht, geistig frisch. Das ist ja das Entscheidende.“*

Herr D, der heute nicht mehr unbedingt auf das Entgelt seiner Tätigkeit angewiesen ist, beschreibt das Zusammenspiel von geistiger und körperlicher Fitness. *„Also ich mach' das gerne [Zeitungen austragen, Anm. der Autoren], solange ich körperlich noch so fit bin – und man muss dazu sagen – auch geistig. Denn es erfordert schon einiges, weil ... Gut,*

ich hab' jetzt hier unten in dem Bezirk rund 150 bis 160 Zeitungen und oben – wie gesagt – 180 bis 190, dazu kommen noch die 50 von der anderen Zeitung, das muss man alles auseinander halten. Und man muss jeden Tag genau beachten ..., ich meine, der Stammbezirk, den hat man später drauf, das wird eine gewisse Routine. Aber man muss jeden Tag beachten, wer geht raus, wer kommt neu rein.“ Er sieht seine Arbeit geradezu als Training an: „Ich find', das ist auch ein gewisses Gehirntraining, dass man nicht ganz – sag' ich mal – stupide wird und nur hier Haus, Hof und oder so bedienen muss, sondern dass man eben auch noch flexibel bleibt geistig und rege bleibt.“

Allerdings ist die jetzige Tätigkeit der Befragten nicht identisch mit der vor ihrer Verrentung. Teilzeitarbeit bedeutet eine erhebliche Reduzierung der Belastung im Vergleich zur vorhergehenden Vollzeiterwerbstätigkeit. Frau G, die ehemalige medizinisch-technische Assistentin, sieht sich in ihrem Job als Zeitungsausträgerin befreit von der Last der Verantwortung, dass „man nicht mehr diesen psychischen Druck hat, dass wenn man Fehler macht, gleich was dramatisches passiert.“ Auch Herr C ist in seiner Arbeit als Webadministrator zufriedener als in seinen vorherigen Tätigkeiten als Immobilienmakler: „Ich habe keinen Stress mehr, ich hab' keinen Ärger mehr.“

Frau A verrichtet annähernd die gleichen Tätigkeiten an der Hochschule wie vor ihrer Verrentung, allerdings in verringertem Umfang und mit sehr viel mehr Freiheiten in der Ausgestaltung. „Ja, jetzt hab' ich 'n bisschen Narrenfreiheit [...], ich kann jetzt ein Projekt entwickeln so nach meinen Vorstellungen.“ Erst im Ruhestand gelingt es ihr, ihr persönliches Anliegen nach der Verknüpfung von Theorie und Praxis umzusetzen: „Das ist eigentlich der Punkt auf dem i. Also so die logische Konsequenz von so 'nem Lebensweg.“ Auch ihre neuen Freiräume in der Einteilung der Arbeitszeit genießt sie sehr: „Ich kann's einteilen – ja ich find's lustvoll.“

Herr C ist nicht der Einzige unter den Befragten, der sich explizit vom tradierten Rentnerbild abgrenzt. „Wenn Sie nur als Rentner leben: [...], Ja, komm wir haben ja Zeit, gehen wir ins Café'... Da verblöden Sie doch mit der Zeit. Manche Ehepaare fangen

sogar an zu streiten, wenn der Mann plötzlich den ganzen Tag zu Hause ist. [...] Da hab' ich nichts mit am Hut. Ich hol' mir Computerzeitschriften. Ich bilde mich auch immer weiter fort, ne? [...] Vor allen Dingen ist ja auch wichtig, dass man immer neue Ziele hat. Wenn sie die nicht mehr haben, dann fangen Sie an zu sterben.“

Frau E erweitert diese Kritik auf das vermeintliche Freizeitverhalten der meisten Rentner/innen. „Und ich glaub' nicht, dass so typische Rentner, wie Sie die jetzt wahrscheinlich so vor Augen haben, dass die sich außer ins Kino mal irgendwo ins Theater oder sonst was trauen. Die gehen dann vielleicht lieber in den Kirchenchor oder... Ne?“ Den befragten Rentnerinnen und Rentnern gelingt es durch ihre Erwerbstätigkeit, einen gewissen Abstand gegenüber den für sie obsoleten Zuschreibungen des Alter(n)s aufzubauen. Allerdings beinhaltet das ein gutes Stück psychische Verdrängung, wie Herr F sehr wohl weiß: „Und da darf ich auch nicht ernsthaft drüber nachdenken, ein Pflegefall zu werden. Und ich hab' auch, geb' ich also auch unumwunden zu, ich tue mich enorm schwer mit in Anführungszeichen ‚alten Menschen'. Aber auch erst seitdem ich aus dem Job raus bin.“

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Ein wichtiges Motiv für Erwerbstätigkeit jenseits der Altersgrenze ist das Streben nach Aktivität. Erwerbsarbeit bietet dazu stützende Strukturen in betrieblichen Zusammenhängen. Allerdings wissen die Befragten es zu schätzen, dass sie in ihrer jetzigen Teilzeitbeschäftigung dem Stress der vorhergehenden Vollzeitbeschäftigung entkommen können. Erwerbsarbeit hat gegenüber manchen Ehrenämtern auch den Vorteil, dass sie interne Strukturen und äußere Grenzen hat, so dass Freizeitbedürfnisse gewahrt werden können.

Aktivität gilt den Befragten als positiver Faktor in Hinblick auf die körperliche Fitness, mehr aber noch im Hinblick auf kognitive und psychische Leistungsfähigkeit. Das klassische Rentnerdasein wird dagegen eher mit Passivität und Verfall assoziiert. Sie selbst beschreiben sich als aktiv und jung Gebliebene, die mit dem Leben noch längst nicht abgeschlossen haben, sondern immer wieder neue Herausforderungen suchen. Insbesondere die Höherqualifizierten

suchen in der Erwerbsarbeit nach Möglichkeiten, erworbene Fähigkeiten und Kompetenzen weiter anzuwenden oder sogar im Sinne des lebenslangen Lernens auszubauen.

Es wäre interessant, hier weiter nachzuforschen, ob und inwieweit die Befragten von ihrer jeweiligen sozialen Umgebung beeinflusst sind. Vielleicht führt ein sozialer Kontext, in dem die meisten Bekannten (noch) erwerbstätig sind, zur Verabsolutierung von Erwerbsarbeit als beinahe einziger Möglichkeit der Aktivität im Alter. Anders könnte eine Einbindung in nicht bezahlte gesellschaftliche Aktivitäten (beispielsweise einer Gewerkschaft oder einer Bürgerinitiative) die Bedeutung von Erwerbstätigkeit stark relativieren und ehrenamtliches Engagement als die freiere Alternative erscheinen lassen, die ohne Weisungen eines Arbeitgebers auskommt. Schließlich ist zu fragen, ob nicht auch ein von den Befragten als passiv beschriebenes Rentnerdasein seine Reize hat, indem es Freiheit von jeglicher gesellschaftlichen Verpflichtung bietet.

4.4 Selbstverwirklichung

Die Interviews vermitteln den Eindruck, dass die Befragten Freude an ihrer Arbeit entwickeln, selbst wenn sie (zunächst) eher finanziell motiviert ist. Auch wenn die Tätigkeit zum Beispiel von Frau E als „relativ hektisch“ empfunden wird, so überwiegen doch die positiven Aspekte. Die Arbeit sei „interessant und nie langweilig“. Auch Herr C ist in seiner Arbeit „zufriedener“ als in seinen vorherigen Tätigkeiten: „Ich habe keinen Stress mehr, ich hab' keinen Ärger mehr.“

Herr D. hatte sich aufgrund einer finanziellen Notlage, in der er und seine Frau (Frau G) sich befanden, gezwungen gesehen, neben der Rente noch für ein zusätzliches Einkommen zu sorgen. Er nahm verschiedene Tätigkeiten auf, die ihm keinen Spaß machten und deshalb von kurzer Dauer waren. „Dann bin ich zur Zeitung gekommen. Und seitdem bin ich froh.“ Erst seine aktuelle Arbeit bei einem großen Verlagshaus als Zeitungs- und Postbote war und ist von Dauer. Und die macht ihm „echt Spaß“. So sehr, dass er die härteren Tage mit Regen und Schnee leicht wegsteckt: „Die werden dann wieder kompensiert. Echt!“ Er weiß es zu schätzen, dass

er nicht mehr dem Konkurrenzkampf mit seinen Kollegen um die Kunden ausgesetzt ist wie in seiner Außendiensttätigkeit vor der Rente. Zudem können seine Frau und er selbst die Routen ausarbeiten, die sie beim Austragen der Zeitungen gehen. Durch ihr Engagement sind sie bei den Kund/innen beliebt.

Frau G, die zusammen mit Herrn D Zeitungen und Briefe austrägt, geht es ähnlich. Im Vergleich zu ihrer Berufstätigkeit als medizinisch-technische Assistentin fühlt sie sich jetzt befreit von der Last der Verantwortung, dass „man nicht mehr diesen psychischen Druck hat, dass wenn man Fehler macht, gleich was Dramatisches passiert.“ Dies und der im Verhältnis zur Tätigkeit vor der Rente reduzierte Umfang der Arbeitszeit ermöglichen es Frau G, Freude an ihrer Tätigkeit zu haben.

Interessant am Ehepaar Herr D und Frau G ist, dass sich ihre Hauptmotivation zu arbeiten gewandelt hat. Als sie ihre Arbeit aufnahmen, waren sie vor allem von finanziellen Sorgen getrieben. Nachdem sich Herr D „so reingefunden“ hatte in die neuen Arbeitsumstände, die sich mit der Nacharbeit grundlegend von seiner alten unterschieden, begann sie ihm „unheimlich Spaß“ zu machen. „Man hat tagsüber seine Zeit. Und wenn es nicht gerade wie im Winter Eis und Schnee regnet [...], dann ist das 'ne angenehme Sache. Man geht in den Morgen hinein, in diesen Aufgang, das Erwachen der Natur erlebt man. Also ich find' das phantastisch (lacht).“ Er beschreibt, wie es seiner Frau erging: „Die hat erst gesagt: Ich fahr' mal mit. Und dann tat sich nichts ... über Monate nicht. [...] Ja und dann war sie auf einmal Feuer und Flamme mit dabei.“ Inzwischen ist das Ehepaar nicht mehr zwingend auf das zusätzliche Einkommen angewiesen. Zwar nehmen sie das Geld gerne für zusätzliche Ausgaben, wichtiger ist ihnen nun aber, dass die Arbeit Freude bereitet. Diese wollen sie nicht mehr missen: „Ich mach' das gerne, solange ich körperlich noch so fit bin.“ (Herr D).

Aus Freude an einer selbstbestimmten Arbeit heraus entsteht die Motivation, mehr zu arbeiten und sich mehr einzusetzen, als es erwartet wird. Herr C bleibt oft länger auf seiner Arbeitsstelle als er müsste: „Weil ich eben gerne da bin, ne? [...] Ja, also es macht auch Spaß.“ Frau A, der Hochschuldozentin, fällt es schwer einzuschätzen, wie viel sie im Mo-

ment arbeitet für ihr Projekt: „*Ich mach' das gerne, und ich glaub', da geht manche Stunde so drauf. Wird ganz schön spät, ich bin so'n Nachtarbeitstyp.*“ Es macht ihr aber soviel Spaß, dass sie ihre Tätigkeit als „*lustvoll*“ bezeichnet. Gefragt, ob es neben dem Spaß noch eine andere Motivation zu arbeiten gebe, antwortet sie: „*Gar keine andere.*“ Ganz ähnlich äußert sich Herr B, der pensionierte Professor. Er würde jetzt im Ruhestand keine Arbeit mehr machen, die ihm keinen Spaß macht: „*Der Lustfaktor*

den früher geh'.“ Er erkennt aber Grenzen seiner Belastbarkeit. Aufgrund aktueller Umstrukturierungen in der Firma, über die man ihn erst spät informiert hat, denkt er darüber nach, ob er nicht besser aussteigt. Er hat festgestellt, dass seine Leistungsfähigkeit unter den neuen Umständen nachlässt.

Auch Herr B sagt selbstkritisch, dass er sich des Öfteren stark unter Druck setzt. Auch er fühlt sich verantwortlich für seine Tätigkeit, und wenn Anfragen an ihn gestellt werden, dann „*ist bei mir noch so ein alter Geist drin, da kannst du nicht absagen.*“ So erhöht sich sein Arbeitspensum. Obwohl er den Druck durchaus als Belastung empfindet und er die ursprünglich angestrebte Umstellung zu „*jetzt geht mal einmal privat vor beruflich*“ nicht in vollem Umfang umsetzt, verspürt er einen „*Genuss von Freiheit mit einer Aufgabe, die selbst gewählt ist und die in dieser Selbstgewähltheit und der Selbstbestimmtheit hohe Möglichkeiten bietet.*“ Als Projektleiter und Ideengeber kann er sich

selbstbestimmt und frei innerhalb des Projektes entfalten, ohne dabei an frühere bürokratische Zwänge gebunden zu sein.

Die Selbstbestimmung in der eigenen Tätigkeit bereitet auch Frau A, der zweiten Akademikerin neben Herrn B, viel Freude. Während sie sich vor der Rente während ihrer Lehrtätigkeit an der Hochschule immer einem Lehrplan anpassen musste, ist sie jetzt sehr frei in der Gestaltung ihres eigenen Projektes. „*Ja, jetzt hab' ich 'n bisschen Narrenfreiheit [...], ich kann jetzt ein Projekt entwickeln so nach meinen Vorstellungen.*“ Jetzt endlich ist es ihr möglich, Theorie und Praxis so miteinander zu verbinden, wie sie es sich immer gewünscht hatte, sie kann sich freier entfalten in ihrer Arbeit. Sie sieht ihre jetzige Arbeit als Fortführung ihrer vorherigen Tätigkeit an, jetzt

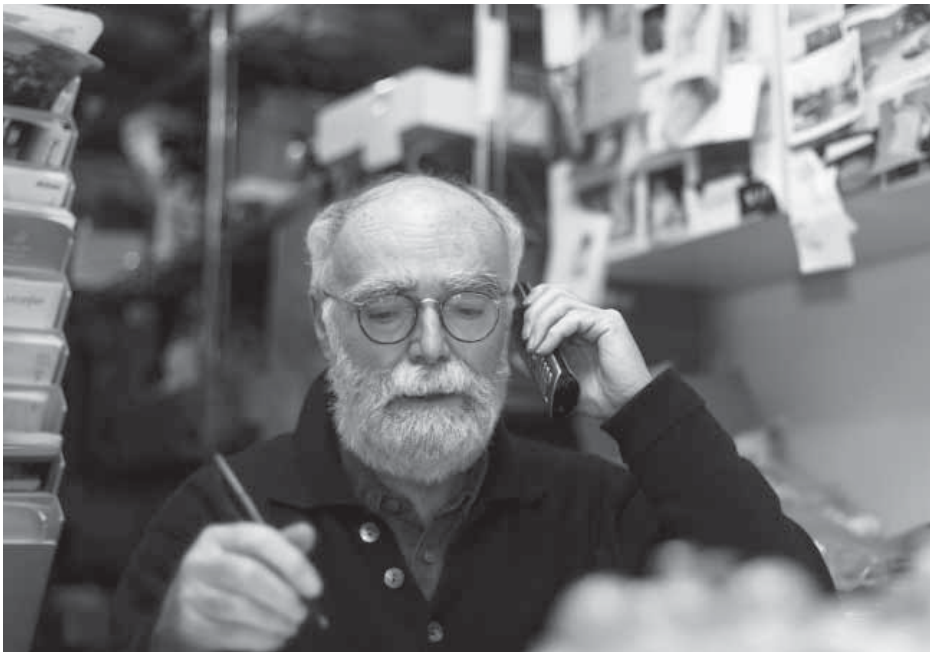


Foto: ©Jochen Falk

müsste immer dabei sein. Also Spaß, [es] müsste Spaß machen, ne?“

Herr F stellt an sich selbst hohe Anforderungen in seiner Tätigkeit als Immobilienmakler. Er dehnt seine Arbeitszeit über das vertraglich vereinbarte Maß aus, weil er viel Anerkennung erfährt und sich verantwortlich fühlt. „*Ich sag ja, ist wieder so ungefähr wie in der Vergangenheit bei meinem Job. Ich fang' dann irgendwann was an, und dann ist das für mich eine Frage der Verantwortlichkeit. [...] Ich hab' das angenommen, also hab' ich das weiterzuführen. Ich erkenne im Augenblick bei unserer Firma nicht, dass irgendeiner erwartet, dass ich gehe. Das heißt, ich bin nach wie vor da noch gefragt, und ich erlebe nach wie vor, dass man es lieber hat, ich häng' ein paar Stunden mehr dran, als dass ich ein paar Stun-*

aber mit neuen Möglichkeiten zur Entfaltung eigener Interessen.

Für Frau A ist es ein besonderes Anliegen, den Studierenden auf dem Weg in den Beruf zu helfen. *„Und dann hab ich gedacht: Was brauchen Studies denn? Was fehlt?“* Ihr bereitet es viel Freude, der jungen Generation etwas von ihrer Erfahrung weiterzugeben. Herr B sieht das ähnlich, seine Hauptmotivation ist, *„Leuten Chancen für Bildung zu eröffnen“* und seine *„Fachlichkeit“* weiterzugeben, was ihm mit seinem Projekt auf Ebene der Mitarbeiter und der Klienten gelingt. Außerdem fungiert er weiterhin begeistert als Mentor für seine ehemaligen Studierenden, indem er sie bei ihren Diplomarbeiten betreut. In ähnlicher Weise sorgt sich Frau E, die medizinisch-technische Assistentin, um das Wohl ihrer Patient/innen und deren Kinder: *„Also wenn die mit Kindern kommen, dann muss man auch ein bisschen gucken, ob die gepflegt aussehen. Muss ich nicht, aber mach‘ ich.“*

Frau H, die Reinigungskraft, war die meiste Zeit ihres Lebens als Hausfrau und Mutter und dann später in der Pflege ihres Mannes beschäftigt. Erst spät in ihrem Leben nahm sie eine Erwerbstätigkeit auf, litt aber bald unter gesundheitlichen Problemen. Ihre Arbeit heute führt sie vor allem aus, weil sie für sich keine andere Wahl sieht. *„Ne, was soll ich da machen? Mit den paar Kröten auskommen, die mir da noch übrig bleiben?“* Zwar sieht sie positive Aspekte in ihrer Arbeit, so dass ihr die Arbeit hilft, gesund und fit zu bleiben und noch etwas zu tun zu haben, aber wir bekamen nicht den Eindruck, dass sie viel Spaß an ihrer Arbeit an sich hat. Was ihr gefällt, sind die sozialen Kontakte, die sie während der Arbeit knüpfen konnte.

Zusammenfassend lässt sich für diesen Abschnitt festhalten: Wenn die Befragten ihre jetzige Tätigkeit mit der Berufstätigkeit vor der Verrentung vergleichen, betonen sie vor allem, dass sie heute entspannter arbeiten als früher. Eine Erklärung dafür ist die verkürzte Arbeitszeit. Weil das Einkommen aus Erwerbstätigkeit als Zuverdienst zur Rente dient, sind die Rentnerinnen und Rentner nicht mehr gezwungen, acht Stunden am Tag und 5 Tage in der Woche zu arbeiten. Wer zudem die Lage der Arbeitszeit den persönlichen Bedürfnissen anpassen kann,

empfindet dies als weiteren Gewinn an Freiheit und Selbstverwirklichung.

Je weniger die Rentner/innen und Rentner auf das Zusatzeinkommen angewiesen sind, desto freier sind sie in der Wahl ihrer Erwerbstätigkeit. Die Rente verschafft ihnen quasi eine Basis, von der aus sie eine Beschäftigung suchen. Die Rente ist es auch, die es ermöglicht, notfalls einige Zeit ohne Erwerbseinkommen zu bleiben. Wenn eine Arbeit nicht ihren Erwartungen entspricht, kündigen sie und suchen sich eine andere. Es wäre interessant zu untersuchen, ob und wie sich diese „Exit-Option“ innerbetrieblich auswirkt, inwieweit beispielsweise Arbeitgeber bereit sind, Zugeständnisse zu machen, um eine bewährte Arbeitskraft zu halten.

Den Befragten gefällt ihre Erwerbstätigkeit umso besser, je mehr sie inhaltlich (mit)bestimmen können, was gearbeitet wird. Dies gilt nicht nur für die Höherqualifizierten, die es gewohnt sind, einen Gutteil ihrer Arbeitsaufgaben selbst zu definieren. Auch die anderen suchen und finden Handlungsspielräume, die sie durch persönliche Initiative ausfüllen können. Zum Teil nutzen sie diese Freiheiten, um stärker als früher sozialen Motiven nachzukommen, indem sie Anderen (Studierenden, Patient/innen, Kund/innen) auch jenseits der Arbeitspflichten helfen.

4.5 Anerkennung

Frau A fühlt sich des Öfteren aufgrund ihres Alters in der Gesellschaft diskriminiert: *„Man unterstellt, dass man vieles nicht mehr kann. [...] Wenn ich nach der Apothekenzeitung frage, krieg‘ ich’s Seniorenblatt unter die Nase gehalten und solche Geschichten. Also da gibt es ganz viele kleine alltägliche Lebenserfahrungen, von denen ich immer denke: hm ja wie so bin ich da kategorisiert, und ich fühl‘ mich nicht so, ja?“* So hat sie ihr mehr oder weniger erzwungenes Ausscheiden aus der Arbeit an der Hochschule als Verlust an gesellschaftlichem Status empfunden. *„Also ich glaube schon, dass sich ganz gesamtgesellschaftlich vieles um Arbeit dreht und um Anerkennung – also damit verbundene Anerkennung.“* Sie fühlt ganz konkret: *„...wenn ich ausscheide, dann bin ich also so gesellschaftlich nicht mehr wirklich relevant. Also das ist mir immer wieder vermittelt worden.“*

Sie hat sich um weitere Erwerbsmöglichkeiten bemüht, weil sie im Ruhestand noch etwas bewirken will in der Gesellschaft: *„Ich will nicht nur verreisen, und ich will nicht nur leben. Nein, ich möchte auch was tun, was gesellschaftlich noch anerkannt ist und was auch noch was bewirkt.“* Für ihren Einsatz möchte Frau A Anerkennung erfahren, darauf legt sie besonderen Wert. Sie spricht von „Resonanz“: *„Also ich würd' nichts machen, wenn ich keine positive Rückmeldung kriege. Wenn die sagten: ‚Haaah – watt will die denn jetzt schon wieder hier?‘ oder ‚Ist die immer noch da?‘ oder so, dann hätt' ich schon soviel Anstand, das nicht zu machen.“*

Ihre Freude an der Arbeit soll aber nicht ausgenutzt werden, da zieht Frau A eine strikte Grenze. Als sie sich um eine Tätigkeit im Ruhestand bemühte, wurden ihr viele Angebote auf ehrenamtlicher Basis gemacht. *„Das ging so weit, dass ich mit zwei Kolleginnen eine große Projektbetreuung angeboten bekam [...], über drei Jahre 'ne wissenschaftliche Begleitung [...]. Und als es dann um das Geld ging, meinten die, das könnten wir ehrenamtlich machen.“* Geld hat nicht nur einen materiellen Aspekt, es geht auch um die Anerkennung. *„Ich kann nicht für 'ne dreijährige Tätigkeit [...] mit 'nem Dankeschön dann leben. Also ich finde, da ist – das Preis-Leistungsverhältnis stimmt da irgendwo nicht. [...] Es hat was auch mit Akzeptanz zu tun. Auch mit gesellschaftlicher Akzeptanz. Dass man, wenn man noch 'n Job hat, der auch bezahlt wird, doch noch 'ne andere Anerkennung [erfährt, Anm. der Autoren].“*

Auch Frau E, die medizinisch-technische Assistentin, berichtet von Erfahrungen mit Altersdiskriminierung. Sie hat sich u.a. darüber geärgert, dass die Krankenkasse die Kosten für eine Krebsvorsorge nicht mehr übernimmt. *„Mammographie – vom Brustzentrum werden Sie angeschrieben alle zwei Jahre. Ab 70 – tote Hose, gibt es nicht mehr. Find' ich unverschämt, finde ich unglaublich! Das ist auch 'ne Wertung, 'ne Abminderung. Ab 70 kann'ste Krebs kriegen, ab dann interessiert es uns nicht mehr.“* Bei der Arbeit dagegen findet Frau E Anerkennung. Hier leistet sie eine unverzichtbare Arbeit in der Betreuung von Drogenkranken. *„Es gibt auch niemanden, wenn ich jetzt wirklich mal irgendwie mal zwei Wochen zu Hause bleiben würde, der mich ersetzen kann. [...]*

Außer der Arzt selber, aber der muss sich dann voll 'reinknien und seine Praxis ummodellern.“

Herr B bringt es auf den Punkt: *„Wichtig ist das, weil man selber dann auch wichtig ist.“* Auf das Geld ist er als pensionierter Professor nicht angewiesen. Ihm geht es um die Inhalte und die dadurch erfahrene Anerkennung. *„Es ist für mich auch schon sehr wichtig, eine Form der Selbsterfüllung und der Nützlichkeit zu haben, ne? Mir sagte neulich mal jemand: Freu dich, wenn du noch gebraucht wirst. Das Gefühl, gebraucht zu werden.“*

Herrn C würde es ebenfalls an Anerkennung mangeln, würde er sich als Rentner völlig aus dem Arbeitsleben zurückziehen. *„Also ich mach' mich ganz nützlich. Und solange wie ich gesund bin, werde ich das auch machen.“* Anerkennung erlangt Herr C durch gewissenhafte und professionelle Arbeit, die vor allem sein Vorgesetzter zu schätzen weiß. *„Und wenn er das [was Herr C an Arbeiten verrichtet, Anm. der Autoren] durch ein Unternehmen machen lässt, dann kostet da die Stunde 60 Euro.“* Herr C ist sich bewusst, keine angemessene Bezahlung für seine Tätigkeiten zu erhalten, dennoch wiegt die erfahrene Anerkennung die geringe finanzielle Vergütung auf.

Durchaus selbstkritisch sieht Herr F die Sache. Für ihn war klar: *„Du existierst nur über den Job, über das und über den Erfolg im Job, sonst gar nichts.“* Die Anerkennung steht für ihn im Vordergrund. *„Wie auch immer, was ich dann mache, so nach dem Motto: Das macht der gut, oder das macht der mit Engagement oder was, [...] das hab' ich immer schon gebraucht.“* Das Streben nach Anerkennung setzt sich in seiner aktuellen Erwerbstätigkeit fort. *„Ich habe sehr häufig den Eindruck, dass die Kunden die Kompetenz ihres Gegenübers zu schätzen wissen und dass auch ein klares Wort gewünscht ist, ich bemüht' mich also, Klartext zu reden.“* Die Resonanz bei der Kundschaft, die anerkennenden Worte des Vorgesetzten, aber auch das Gehalt am Ende des Monats signalisieren ihm Wertschätzung seiner Arbeit und seiner Person. *„Inzwischen spielt das [Zusatzeskommen, Anm. der Autoren] für mich keine Rolle mehr. Ich meine, das hat aus Kostengründen keine Rolle gespielt. Aber [...] der Erfolg, das ist ja das, was mich immer geleitet hat während meiner Berufstätigkeit, und ich denke mal, das ist es hier*

auch, da sind eben am Ende des Monats die 400 Euro. Das ist der Erfolg.“

Herr D und Frau G erfahren für ihre gewissenhafte Arbeit des Zeitungsaustragens sehr viel Anerkennung von den Abonnent/innen. Allerdings treffen sie nur wenige am frühen Morgen. Es gibt andere Zeichen der Anerkennung. Herr D hebt besonders hervor, dass viele Zeitungsubonnennten seinen Arbeitsinsatz mit einem Geldpräsent am Jahresende, dem „Neujährchen“ belohnen: *„Also wir haben im letzten Jahr fast einen Schock bekommen. Da waren teilweise Kuverts mit 50-Euro-Scheinen. Das hab‘ ich bis dahin noch nicht erlebt, und da war ich ganz schockiert.“* Für Herrn D sind diese Zuwendungen eine zusätzliche Würdigung seiner Arbeit seitens der Kunden. Er erfährt hier große Anerkennung, auf die er außerordentlichen Wert legt und die er als Resultat seines hohen Arbeitseinsatzes interpretiert, der stets deutlich über das geforderte Maß hinausgeht.

Ein weiteres Zeichen der Anerkennung sieht Frau G darin, dass in ihrem Bezirk nur wenige Reklamationen oder gar Kündigungen auftreten. *„Da gibt es keine Reklamationen. Wir haben also sehr zuverlässige Abonnenten. Danke, das liegt auch daran, dass wir sehr zuverlässig sind.“*

Frau H, die als Reinigungskraft ihre Rente aufstockt, erlebte nach ihrem gesundheitsbedingten Arbeitsausfall großen Zuspruch. Zwar gab es eine Vertretung. *„Ja, [...] das ist auch irgendwie gelaufen. Dafür war ja die Praktikantin da, die ausgeholfen hat. Und aber ansonsten, das ist schon gelaufen. Aber die waren natürlich froh, dass ich wieder da war. Ich glaube alle.“* Ihre Arbeitgeberin weiß Frau Hs Arbeit zu schätzen. *„Ja wenn man jemand ist, auf den man sich verlassen kann, der alles kann. Eingearbeitet ist.“*

Andererseits muss sich Frau H in ihrem Bekanntenkreis des Öfteren rechtfertigen für ihre Erwerbstätigkeit. *„Ja, die sagen: Ja, mein Gott, musst du denn immer noch arbeiten? Ja, ich sag‘, ich hab‘ ja mit [Mitte 70] nicht mehr Rente als vorher. Denen geht´s natürlich gut, ne? [...] Ja, das ist ein bisschen Unverständnis. Und da das hake ich ab. Was soll man da sagen?“* Frau H hat es aufgegeben, Freunden und Bekannten die genaueren Umstände ihrer finanziellen Situation zu erläutern. *„Nein, da diskutiere ich nicht. Ich erkläre*

das einmal, wenn man es dann nicht kapiert, dann hat sich das für mich erledigt.“

Auch Herr C, früher Immobilienmakler, heute als Webadministrator tätig, stellt in seinem sozialen Umfeld ein gewisses Unverständnis fest dafür, dass er weiter erwerbstätig ist. Während er in der Arbeit selbst hohe Anerkennung erfährt, gibt es in seinem Bekanntenkreis *„Einige, die sagen: ‚Ja was geht der denn überhaupt arbeiten?‘ Aber das sind ja... im Großen und Ganzen kann man die nicht ernst nehmen.“* Herr C erscheint sich selbst, aber auch Teilen seiner Umwelt, als „Sonderfall.“ Erwerbstätigkeit im Rentenalter ist nach wie vor innerhalb seines sozialen Umfeldes ein eher unbekanntes Phänomen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Erwerbsarbeit mit ihrer Einbindung in einen betrieblichen Zusammenhang und die gemeinsame Erstellung nützlicher Produkte und Dienstleistungen bietet ein Gegengewicht gegen teilweise in der Gesellschaft erfahrene Altersdiskriminierung. Arbeitende Rentner/innen fühlen sich integriert in einen Arbeitszusammenhang, in dem sie als nützliche Mitglieder akzeptiert und gebraucht werden. Durch ihre Arbeit erfahren die Befragten sachliche Anerkennung im Hinblick auf die Ergebnisse ihrer Arbeit und persönliche Wertschätzung, was ihre Kompetenzen und Erfahrungen angeht.

Anerkennung wird symbolisiert durch Worte von Vorgesetzten, gute Zusammenarbeit mit Kolleg/innen, durch Treue und Dankbarkeit der Kund/innen bzw. Patient/innen, letztlich aber auch durch Geld. Eine Vergütung wird nicht nur als materieller Zugewinn gesehen, sondern symbolisiert darüber hinaus den Wert der Arbeit im übertragenen Sinn von Wertschätzung einer sinnvollen Tätigkeit. Trinkgelder oder sonstige Zuwendungen der Kundschaft erfüllen den gleichen Zweck.

Es wäre interessant, an diesem Punkt weiter zu untersuchen, ob und inwieweit andere Rentner/innen, die nicht erwerbstätig sind, in Ehrenämtern eine äquivalente Anerkennung finden und wovon dies abhängig ist. Andererseits kann die Rente selbst als Anerkennung für ein erfülltes Arbeitsleben interpretiert werden, die es erlaubt, jeglichen Anspruch an Nützlichkeit zurückzuweisen und nur nach den individuellen Bedürfnissen zu leben.

4.6 Zwischenmenschliche Beziehungen

Für Frau E, die die meiste Zeit ihres Lebens gearbeitet hat, ist die Erwerbsarbeit eine Möglichkeit, „dass ich eben rauskomme, dass ich Leute um mich habe, und das ist ganz klar.“ Sie pflegt Kontakte mit ihren Arbeitskolleg/innen auch über die Arbeit hinaus: „Da hab' ich unheimliches Glück. Wir arbeiten schon 17-18 Jahre zusammen. [...] Und wir treffen uns auch ohne dass wir jetzt sagen: meine Freundin, auch privat zwei- bis dreimal im Jahr. Mindestens. Weil wir uns eigentlich mögen. Die sind aber alle jünger als ich natürlich, 20, 30, 35 Jahre jünger als ich, klar.“ Sie und ihre Arbeitskolleg/innen seien auf der gleichen „Wellenlänge“.

Die Zusammenarbeit von jung und alt sieht auch Herr C recht positiv. „Natürlich gibt es in jeder Firma mit so vielen Mitarbeitern so einige Dinosaurier, mit denen man sich nicht so gut versteht. Aber im Großen und Ganzen ... Ich bin mit Abstand der Älteste da. Der Chef der ist der zweitälteste, glaub' ich. Ich bin so 'ne Vaterfigur für die. Deshalb ... ich mach' also meine Sprüche, wenn ich da hinkomme, bin immer gut gelaunt morgens, und das haben die ja gerne, ne?“ Auch Frau H, die ihre Arbeit als Reinigungskraft in der Regel allein ausführt, schätzt die sozialen Kontakte, die sich doch immer wieder einmal ergeben. „Ja ich muss auch sagen, ich geh' ganz gerne raus. Und den Kontakt zu den Menschen, das gehört natürlich dazu.“

Frau A versuchte nach ihrer Verrentung aktiv, ihre Arbeitskontakte aufrechtzuhalten. „Also, ich hab' mir gedacht, das macht Sinn. Also einmal hab' ich die Anbindung noch zur Hochschule gesucht, weil das so'n bisschen ja auch mein Zuhause gewesen [ist] so über die ... 30 Jahre.“ Die fortgeführte Erwerbstätigkeit ermöglicht ihr die Aufrechterhaltung des sozialen Umfeldes. Frau A geht es dabei nicht nur um die Kolleginnen und Kollegen, auch der Kontakt zu den Studierenden ist ihr wichtig. „Hat mir immer Spaß gemacht die Auseinandersetzung, die Diskussion [...], das würd' ich also schon sehr vermissen.“

Herr B, ehemaliger Hochschullehrer, beschreibt diesen Umstand ähnlich. „War erst sehr gespannt, wie es mir denn so gehen würde mit dem nicht mehr so gefragt [...] zu sein und nicht mehr den tollen Kontakt zu den Studierenden zu haben.“ In seinem fa-

miliären Umfeld wird diese Arbeitsorientierung nicht immer gern gesehen. „Ja – ‚schon wieder weg‘ – in dem Sinne. Und die Tochter ist nicht nur begeistert, weil dann, wenn ich weg bin, dann [...] ist der [Vater; Anm. der Autoren] nicht erreichbar [...]. [Und] der Enkel. Wir haben nur einen, und der hängt sehr an seinem Großvater, und am liebsten hätt' er mich pausenlos und Tag und Nacht.“ Die geplante und gewollte Einschränkung auf beruflicher Ebene gelingt nur begrenzt. Herr B findet in seinen selbst gewählten Tätigkeiten Erfüllung, Bestätigung, erhält sich soziale und berufliche Brücken zur früheren Tätigkeit an der Hochschule. Dabei betont er vor allem den stets guten Kontakt zu Fachkolleg/innen und Studierenden. Letztlich weiß seine Familie: „Ein zufriedener Großvater ist dann gleichzeitig auch ein guter Großvater. [...] Die sagen dann den Satz: ‚Ja, ohne das würdest du auch nicht [...] glücklich sein, und wärst wahrscheinlich auch nicht zufrieden.‘ Und meine Frau meint das auch.“

Herr F, der Immobilienmakler, der sich selbst als „Workaholic“ bezeichnet, hat sich aus seinem „Loch“, in das er durch die Verrentung und andere, familiäre Umstände gefallen war, mit der Neuaufnahme einer Erwerbstätigkeit wieder herausgearbeitet. „Allerdings würd' ich mal meinen, dieser übliche Verlust der sozialen Kontakte, die man verliert, wenn man nicht mehr arbeitet, dass das bei mir eben auch stattgefunden hat. Das hab' ich durch die Arbeit ein bisschen wieder ausgeglichen.“ Im Berufsleben sucht und findet er soziale Integration. Auch sein Privatleben verbessert sich u.a. dadurch, dass er wieder arbeiten geht. „Die Tochter hat gesagt: Mach's! Weil die kriegte ja nun mit, was mit mir hier zu Hause passierte und hat auch klipp und klar gesagt: ‚Papa, du gehst deiner ganzen Umgebung auf den Keks, und guck zu, dass du wieder was machst und irgendwas tust.‘“

Für Herrn D und Frau G, das Ehepaar, das zusammen Zeitungen austrägt, haben sich die Möglichkeiten zu Kontakten unter Kolleginnen und Kollegen durch arbeitsorganisatorische Veränderungen verringert. Herr D erinnert sich an frühere Jahre: „Dann hat man schon persönlich geklönt, da war man zu viert, fünft und so weiter. Und samstags waren wir dann so frei, sind nicht direkt losgefahren, sondern reihum hat jemand Kaffee mitgebracht. Dann haben wir erst mal, nachdem die Zeitungen sortiert waren

und so ... jeder sein Päckchen da hatte, erst mal Kaffchen getrunken samstags und sind dann erst losgefahren. Das war ideal. Hier unten, wo wir jetzt beginnen mit der Austragung der Zeitung, weil die wesentlich früher kommen, die sind teilweise schon um 1 Uhr da in der Nacht, jetzt in der Regel so 1.30 Uhr – so dann geht das aber gleich so hektisch.“ Die Möglichkeit zum kurzen Austausch untereinander hat sich durch solche Veränderungen stark reduziert. Man kennt sich zwar, „man weiß, wer wo wohnt, wer was ist oder gewesen ist und was die für Interessen

diese solches Engagement zu schätzen wissen, zeigen sie durch Geldzuwendungen an die Zeitungsboten am Jahresende, das sog. Neujährchen. „Wir haben im letzten Jahr, man höre und staune, 1400 Euro nur von Zeitungsabonnenten bekommen.“ Auf das gute Verhältnis zu ihren Kund/innen ist Frau G sehr stolz.

Zusammenfassend lässt sich zunächst festhalten, dass die (Wieder)Aufnahme einer Erwerbsarbeit durch das Streben nach sozialer Integration begründet sein kann. Im Rahmen der Arbeit kommen soziale Kontakte zustande, die sich nach der Verrentung offenbar nicht ohne Weiteres ersetzen lassen. Kollektive Beziehungen gehen in der Regel nicht in Freundschaften über. Vielleicht macht gerade die Sachlichkeit der Kooperation den Reiz von Arbeitsbeziehungen gegenüber privaten Freundschaften und Verwandtschaftsverhältnissen aus. Die Zusammenarbeit mit jüngeren Kolleginnen und Kollegen wird nicht gemieden, sondern durchaus gesucht.



Foto: ©Jochen Falk

haben.“ Da die Arbeit des Zeitungsaustragens selbst aber eher isoliert verläuft, sind soziale Kontakte während der Arbeitstätigkeit sehr begrenzt.

Den Kontakt zu den Kunden beschreibt Herr D äußerst positiv. „Ich [kenne] die Leute, die Leute kennen mich.“ Seine Frau, Frau G, schildert das Verhältnis zu den Abonnent/innen: „Ist super gut. Super gut. Das spiegelt sich mindestens einmal im Jahr an den Zuwendungen [...] zu Weihnachten oder Neujahr. Wir kennen etliche Leute persönlich, und die schreiben also vielfach auch sehr nett zu Weihnachten. Wir haben also jetzt schon wieder unsere ersten Briefchen heut’ Morgen mit nach Hause gebracht.“ Frau G und ihr Mann schreiben aus eigener Initiative Weihnachtskarten für alle Abonnent/innen. Dass

Private Beziehungen und Familienleben leiden zwar aus Sicht der Befragten darunter, wenn die Erwerbstätigkeit viel Zeit beansprucht. Sie gewinnen offenbar aber auch, wenn die arbeitenden Rentner/innen persönlich von der Anerkennung in der Arbeit profitieren. Zufriedenheit im Beruf wirkt sich nach Aussagen unserer Befragten positiv auf das Privatleben aus.

Der Grad von Sozialintegration in der Arbeit ist dabei unterschiedlich, abhängig von den Einstellungen der betreffenden Personen, mehr aber noch von den arbeitsorganisatorisch bedingten Kooperationserfordernissen und Kontaktmöglichkeiten. Hier wäre es interessant zu untersuchen, ob und inwieweit Betriebe die bei ihnen beschäftigten Rentner/innen gezielt in Arbeitsabläufe integrieren, oder ob sie ihnen eher

räumlich und zeitlich randständige Tätigkeiten zuweisen, wo weniger Kontaktmöglichkeiten bestehen.

Zu den von den Befragten sehr geschätzten sozialen Aspekten ihrer Erwerbsarbeit zählen die Kontakte zu Kund/innen, Patient/innen und Studierenden. Dienstleistungen mit direkten Außenkontakten können mehr noch als betriebsinterne Tätigkeiten individuell gestaltet werden. Anerkennung durch die Kundschaft ist mehr oder weniger direkt ein Geschäftserfolg für den Arbeitgeber, was wiederum das Selbstwertgefühl der Arbeitnehmer/innen nicht unwesentlich befördert.

5. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Für unsere Befragung haben wir bewusst Rentnerinnen und Rentner ausgewählt, die nach Überschreiten der Regelaltersgrenze von 65 Jahren weiterhin einer Erwerbsarbeit nachgehen. Wir wollten wissen, welche Motive sie dabei leiten, was ihre persönlichen und sozialen Hintergründe sind, die sie veranlassen, die Erwerbstätigkeit dem „wohlverdienten Ruhestand“ vorzuziehen. Es hat sich gezeigt, dass finanzielle Motive ergänzt und zum Teil überlagert werden von arbeitsinhaltlichen Motiven der persönlichen Herausforderung, Anerkennung und sozialen Integration. Diese Zusammenhänge sollen nun zusammenfassend im Hinblick auf aktuelle gesellschaftspolitische Debatten noch einmal diskutiert werden.

Wir beziehen uns dabei im Folgenden zunächst auf die Diskussion um die „Rente mit 67“, d.h. die Erhöhung des gesetzlichen Renteneintrittsalters auf 67 Jahre. Gewerkschaften und Sozialverbände warnen, auf diese Weise werde die Altersarmut weiter ansteigen.

Zweitens wird darum gestritten, ob für die Mehrheit der Beschäftigten die Rente mit 67 aus gesundheitlichen Gründen überhaupt möglich ist. Unsere Ergebnisse zeigen, wie prekär die Lage von Rentnerinnen und Rentnern werden kann, wenn sie aus finanziellen Gründen arbeiten, zugleich aber immer damit rechnen müssen, aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr arbeiten zu können.

Drittens gibt es durchaus den Wunsch älterer Menschen, nach Erreichen des Renteneintrittsalters einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Anhand unserer Interviews haben wir zeigen können, dass die Ansprüche an die Inhalte der Arbeit nicht unabhängig sind von der finanziellen Situation der betreffenden Personen.

Viertens: Ob eher aus finanziellen oder eher aus inhaltlichen Gründen – unsere Interviewten haben aus persönlichen Interessen eine Erwerbstätigkeit aufgenommen. Die Debatte darüber, ob für ältere Menschen eine (moralische) Pflicht bestehe, selbst zur Altersversorgung beizutragen und damit die Sozialsysteme zu entlasten, spielte dabei keine Rolle.

5.1 Die Notwendigkeit zu arbeiten

In seinem „Zweiten Monitoring-Bericht“ weist das „Netzwerk für eine gerechte Rente“¹⁰ mit zahlreichen Daten und Fakten nach, dass das Armutsrisiko unter älteren Bürgerinnen und Bürgern gewachsen ist und aufgrund aktueller Entwicklungen weiter wachsen wird. Etwa 10% der Personen im Alter von 65 und älter müssen als armutsgefährdet angesehen werden, weil sie weniger als 60% des mittleren Einkommens zur Verfügung haben. Überproportional betroffen sind alleinlebende Frauen, oftmals Witwen. Die ungünstige Lage auf dem Arbeitsmarkt sowie die Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse und der Niedriglohnbeschäftigung lassen erwarten, dass Anwartschaften in der gesetzlichen Rentenversicherung wie auch Ansprüche aus betrieblicher und privater Altersvorsorge in Zukunft weiter sinken werden. Durch generelle Absenkungen des Rentenniveaus in Verbindung mit verschiedenen Einzelregelungen im Rentenrecht wird sich das Risiko der Altersarmut ebenfalls erhöhen. Die im Netzwerk zusammengeschlossenen Organisationen sehen durch diese Entwicklungen Sozialstaatsgrundsätze in Frage gestellt, weil die Sicherung des Lebensstandards für eine größer werdende Zahl von Rentnerinnen und Rentnern nicht mehr gewährleistet sei. Darüber hinaus werde oftmals noch nicht einmal das Minimalziel sozialstaatlicher Regelungen, die Vermeidung von Armut, erreicht.

Auch einige unserer Befragten sahen sich aus materiellen Gründen zur Fortführung oder Neuaufnahme einer Erwerbstätigkeit veranlasst. Mit ihrem Gesamteinkommen aus Rente und Erwerbseinkommen liegen sie über der statistischen Armutsschwelle. Dennoch muss ihre Situation unter Umständen als prekär angesehen werden. Sie wissen nicht, wie lange die körperliche Verfassung es ihnen noch erlauben wird, erwerbstätig zu sein. Die Angst vor Verlust des Lebensstandards oder sogar vor dem Verlust von Selbstbestimmung durch Pflegebedürftigkeit schwingt in den Interviews im Hintergrund immer

10 DPWV u.a. (Hg.): Rente mit 67 – Erhöhtes Risiko von Einkommenseinbußen und Altersarmut. Zweiter Monitoring-Bericht des Netzwerks für eine gerechte Rente; Berlin 2009; Mitglieder des Netzwerks sind: Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband; Katholische Arbeitnehmerbewegung Deutschland; Sozialverband Deutschland; Sozialverband VdK Deutschland; Volkssolidarität; Deutscher Gewerkschaftsbund

mit. Als Eingriff in die Selbstbestimmung wird angesehen, wenn die Sozialverwaltung die Gewährung von Grundsicherung (Sozialhilfe) davon abhängig macht, ob die Wohnung eine angemessene Größe hat.

Einkommen aus einer Rente ist nicht mit einem Einkommen aus Erwerbsarbeit gleichzusetzen, weil ersteres staatlich garantiert wird und damit individuelle Planungssicherheit bietet, während letzteres von der Arbeitsfähigkeit abhängt und damit jederzeit entfallen kann. Wenn zudem – wie in einigen unserer Fälle – die ausgeübte Tätigkeit eher geringe Qualifikationen erfordert und betrieblich so organisiert ist, dass bei Personalausfall leicht Ersatz gefunden werden kann, muss von eher unsicheren Beschäftigungsverhältnissen ausgegangen werden.

5.2 Die Möglichkeit zu arbeiten

In seinem dritten Monitoring-Bericht argumentiert das „Netzwerk für eine gerechte Rente“¹¹ – wiederum anhand zahlreicher Fakten und Daten –, dass es vielen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern gar nicht möglich wäre, bis zum Alter von 67 Jahren zu arbeiten. Schon deutlich vor dem 63. Lebensjahr steht von den Männern nur noch weniger als die Hälfte im Erwerbsleben, bei den Frauen ist es weniger als ein Fünftel. Überproportional häufig scheiden Beschäftigte aus gewerblichen Bauberufen, aus Ernährungs- und Transportberufen, aber auch aus Pflege- und Erziehungsberufen früher aus dem Erwerbsleben aus.

Im Mikrozensus, der jährlichen amtlichen Befragung der Bevölkerung, machten im Jahr 2006 23% der 55- bis 64-Jährigen, die nicht mehr erwerbstätig sind, gesundheitliche Gründe dafür verantwortlich, 21% nannten eine Entlassung durch den Arbeitgeber als Grund. Der vorzeitige Ruhestand auf der Basis von Vorruhestandsregelungen oder nach Arbeitslosigkeit sowie Ruhestand aus Altersgründen (mit besonderen Altersgrenzen z.B. für Schwerbehinderte oder Frauen) folgten mit je 15% deutlich dahinter. Daraus folgern die Autoren: „Selbst bei einer künftig positiven wirtschafts- und arbeitsmarktpolitischen Entwicklung ist noch lange nicht gesichert, dass die Mehrheit der

Beschäftigten auch tatsächlich bis zur Rente arbeiten kann. Bereits heute scheiden viele Ältere – mit und neben den Erwerbsminderungsrenten – aus gesundheitlichen Gründen aus bzw. werden von den Betrieben entlassen und bei Neueinstellungen diskriminiert.“¹²

Unsere Interviewpartner/innen stellen insofern eine Positivauswahl von Rentner/innen dar, als sie gesundheitlich in der Lage sind zu arbeiten. Einige haben jedoch schon Situationen erlebt, in denen es ihnen krankheitsbedingt nicht möglich war, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Insbesondere bei denjenigen, die auf das Erwerbseinkommen angewiesen sind, schwang im Interview immer die Angst mit, eines Tages nicht mehr arbeiten zu können und so ihren Lebensstandard senken zu müssen.

Diese Angst vor einem Absturz auf das Niveau der Grundsicherung kann ihnen nur genommen werden durch Garantie einer zum Leben auf gewohntem Niveau ausreichenden Rente. Persönliche Gesundheitsvorsorge und betrieblicher Gesundheitsschutz, wie sie von den Autoren des Monitoring-Berichts gefordert werden, tragen sicherlich dazu bei, dass Menschen länger arbeitsfähig bleiben. Letztlich muss aber auch dann die Frage beantwortet werden, ab welchem Zeitpunkt denn ein Mensch das Recht haben soll, bei voller Gesundheit aus dem Arbeitsleben auszuscheiden.

Die Beschreibungen unserer Interviewpartner/innen lassen darauf schließen, dass die Betriebe, bei denen sie beschäftigt sind, durchaus in der Lage sind, geeignete Arbeitsplätze für Rentner/innen einzurichten. Allerdings konnten nur die beiden Hochqualifizierten dabei direkt an ihre frühere Berufstätigkeit anknüpfen. Die anderen führen Tätigkeiten aus, die zum Teil erheblich von ihrer beruflichen Qualifikation und Praxis abweichen. Es wäre interessant zu untersuchen, wie Betriebe auf das vergrößerte Arbeitskräfteangebot aus dem Kreis der Rentner/innen reagieren, ob sie Erfahrung und Fachwissen der Älteren nutzen, oder ob sie eher Routinearbeiten ausgliedern und sie von austauschbaren 400-Euro-Kräften verrichten lassen. Die Regelungen über geringfügige Beschäftigung („Minijobs“) begünstigen allgemein eher die Einrichtung randständiger Tätigkeiten, wo Rentne-

11 DPWV u.a. (Hg.): Rente mit 67 – für viele Beschäftigte unerreichbar! Dritter Monitoring-Bericht des Netzwerks für eine gerechte Rente; Berlin 2009

12 ebd., S.44

rinnen und Rentner in Konkurrenz treten zu anderen Gruppen, die nicht voll erwerbstätig sein können oder aber im Nebenjob noch etwas hinzuverdienen müssen. Wenn – wie bei einigen unserer Befragten – die hohe Motivation der Älteren dazu führt, dass sie unbezahlt mehr arbeiten als vertraglich vereinbart, dürfte dies für Arbeitgeber ein erwünschter Nebeneffekt sein, für Betriebsräte und jüngere Kolleg/innen dagegen Anlass zur Kritik.

5.3 Der Wunsch zu arbeiten

Die von uns befragten Rentnerinnen und Rentner haben für sich entschieden, nach dem 65sten Geburtstag erwerbstätig zu sein, einerseits aus finanziellen Gründen, andererseits auch aus Motiven, die Marie Jahoda „Erlebnisperspektiven von Arbeit“ genannt hat.

Wenn die heutige Gesellschaft in den Sozialwissenschaften bisweilen als „Arbeitsgesellschaft“ bezeichnet wird, beruht das unter anderem auch auf der Feststellung, dass die Arbeit zu einem Teil des normalen Lebens geworden ist. Die Äußerungen unserer Interviewpartner/innen zeigen, dass für sie Arbeit zum Leben gehört. Sie ziehen keine strikte Trennung zwischen Erwerbstätigkeit und Muße. Die Arbeit ist ihnen ebenso wichtig wie die Freizeit. Überspitzt formuliert ließe sich sogar sagen, die Arbeit ist für sie eine Art Freizeitgestaltung.

Einige berichten von Verlusterfahrungen nach ihrer Verrentung, die den Erfahrungen von Arbeitslosen ähnlich sind. Andererseits wissen die Befragten es durchaus zu schätzen, dass sie eine Rente beziehen, die ihnen eine Grundlage bietet, von der aus sie selbstbestimmter als früher agieren können. Die Rente ermöglicht es, unerwünschte Stellen abzulehnen, in Teilzeit zu arbeiten und unter Umständen die Lage der Arbeitszeit den individuellen Bedürfnissen anzupassen.

Die Befragten sehen Erwerbstätigkeit als aktive Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt an. Es reizt sie, sich wechselnden Herausforderungen zu stellen, Hindernisse zu überwinden, den sich wandelnden Bedürfnissen von Kund/innen, Patient/innen oder Studierenden nachzukommen. Sie setzen sich bewusst ab vom klassischen Rentnerdasein, das sie

mit Passivität und Verfall assoziieren. Aus ihrer Sicht ist die Erwerbstätigkeit eine Möglichkeit, physisch und psychisch aktiv und fit zu bleiben. Bei einigen Befragten wurde allerdings deutlich, dass die Rente eine unabdingbare Voraussetzung ihrer Aktivitäten bildet, denn eine Vollzeitenerwerbstätigkeit wäre ihnen aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen wohl nicht mehr möglich. Gegenüber einem Ehrenamt hat Erwerbsarbeit aus Sicht einiger Befragter den Vorteil, dass sie von Zeit und Leistungsumfang vertraglich begrenzt ist, während die Ansprüche mancher Ehrenämter nicht limitiert sind, was (zum Teil unangenehme) Auseinandersetzungen nach sich zieht darüber, wie extensiv das Engagement sein soll.

Die Veränderungen, die sich durch die Verrentung ergeben, wurden von den Befragten nicht nur als Verlust der gewohnten Arbeit angesehen, sondern teilweise auch als Chance interpretiert, stärker als früher eigene Ansprüche in die Erwerbstätigkeit einzubringen. Die einen können die Zuwendung zu Kund/innen, Patient/innen oder Studierenden intensivieren, der andere kann sein Hobby in die Erwerbstätigkeit einbinden, die dritte kann ein eigenes Projekt verwirklichen. Wenn die Rente nicht allzu niedrig ist, eröffnet sie den Betroffenen die Möglichkeit, die Arbeit wieder aufzugeben, wenn ihre Ansprüche nicht erfüllt werden. Zum Teil ist das Engagement der Befragten verbunden mit Mehrarbeit über die vertraglichen Verpflichtungen hinaus, zum Teil liegt die Bezahlung (von in der Regel 400 EUR im Monat) unterhalb des Gehalts, das eine jüngere Fachkraft in einem Normalarbeitsverhältnis beziehen würde. Aus gewerkschaftlicher Sicht muss dies als problematisch angesehen werden.

Im Alltagsverständnis wird der Bezug einer Altersrente als Anerkennung für ein durch Arbeit geprägtes Leben verstanden. Wenn die Rede ist vom „wohlverdienten Ruhestand“, wird genau dies signalisiert, dass nämlich alte Menschen es verdient haben, als Rentnerinnen und Rentner in Muße das zu tun, was ihnen gefällt, ohne dafür weiterhin eine Gegenleistung erbringen zu müssen. Die von uns befragten Rentner/innen grenzen sich jedoch explizit ab von diesem klassischen Bild eines Ruheständlers bzw. einer Ruheständlerin. Sie suchen weiterhin Anerkennung in einer Erwerbstätigkeit. Einige machen dabei sicherlich für sich aus der Not, Geld verdienen zu

müssen, die Tugend, Wertschätzung und Anerkennung zu erfahren. Andere jedoch betonen explizit, dass sie das Entgelt als eine Form der Anerkennung ansehen, zusätzlich zu der von Kolleg/innen und Kund/innen erfahrenen Wertschätzung. Inwieweit ehrenamtliche Tätigkeit ähnliche Erfahrungen vermittelt, müsste durch eine zweite Untersuchung in vergleichender Perspektive herausgearbeitet werden. Generell stellt sich die Frage – die durch unsere Untersuchung auch nicht annähernd beantwortet werden kann –, ob sich hier bereits ein gesellschaftlicher Wandel andeutet, in dessen Verlauf das Denken in Kategorien der Nützlichkeit gesellschaftlich (wieder) so weit um sich greift, dass auch Rentner/innen ihr Selbstwertgefühl aus Erwerbs- oder ehrenamtlicher Arbeit zu gewinnen suchen.

Wie für alle Erwerbstätigen ist auch für die befragten Rentnerinnen und Rentner die Arbeit ein Mittel der Sozialintegration. Im Unterschied zu privaten Bekanntschaften und Freundschaften sind die Beziehungen zu Kolleg/innen und Kund/innen eher an sachlichen Aspekten der Arbeit orientiert. Sie sind nicht ohne weiteres wechselseitig zu ersetzen. Bei der Arbeit kommen Jung und Alt zusammen, was im Privatleben von Rentner/innen vermutlich nicht immer die Regel ist. Art und Umfang der Sozialintegration sind jedoch abhängig von der Betriebs- und Arbeitsorganisation am jeweiligen Arbeitsplatz. Hier bleibt zu fragen, inwieweit der Zuschnitt und die organisatorische Einbindung von sog. 400-Euro-Jobs diesen Erwartungen entsprechen, oder ob sie nicht eher enttäuscht werden, weil Arbeitgeber dazu tendieren, solche Stellen räumlich und zeitlich an den Rändern der betrieblichen Abläufe anzusiedeln.

5.4 Gibt es eine Pflicht zu arbeiten?

Bis hierher haben wir uns auf die Sichtweise erwerbstätiger Rentnerinnen und Rentner konzentriert, indem wir untersucht haben, ob sie weiterhin einer Erwerbstätigkeit nachgehen *müssen, können* und *wollen*. Nun sollen unsere Erkenntnisse reflektiert werden vor dem Hintergrund eines Diskurses über gesellschaftliche Erwartungen an ältere Menschen, d.h. darüber, ob und wie lange sie erwerbstätig sein *sollen*.

Ein Kristallisationspunkt dieses Diskurses ist der 5. Altenbericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2005¹³, erstellt von einer Sachverständigenkommission aus zehn Professoren und einer Professorin. Der Bericht stellt fest, dass auch ältere Menschen über produktive Potenziale verfügen, die in Zukunft besser für die Allgemeinheit genutzt werden sollten. Die Ausführungen haben durchaus den Charakter einer Aufforderung an alte Menschen, ihre Potenziale in Zukunft verstärkt für die Gesellschaft einzusetzen. Für die Expertenkommission ist es eine Frage der Solidarität, „dass von jenen, die dazu in der Lage sind, auch eine Unterstützung der Gemeinschaft eingefordert werden kann.“¹⁴

Noch deutlicher wird dieses Ansinnen in einer Vorabveröffentlichung zum 6. Altenbericht, der im Herbst 2010 veröffentlicht werden soll: „Damit die mit dem demografischen Wandel einhergehenden Herausforderungen bewältigt werden können, werden ältere Menschen in Zukunft noch stärker als heute Verantwortung für sich selbst und für andere übernehmen müssen.“ Natürlich seien hierzu zunächst einmal die gesellschaftlichen Voraussetzungen zu schaffen. „Bei aller Verantwortung der Gesellschaft darf aber nicht übersehen werden, dass die Rechte des einzelnen Menschen mit Verpflichtungen gegenüber der Gemeinschaft einhergehen.“¹⁵

In ihrer Kritik am gegenwärtigen Altersdiskurs weisen Silke van Dyk und Stephan Lessenich¹⁶ auf den mehr oder weniger offen vollzogenen Perspektivenwechsel hin. Seit der Rentenreform 1957 galt die Rente als finanzielle Absicherung für einen als „wohlverdient“ bezeichneten Ruhestand. Befreit von den Pflichten der Erwerbsarbeit und gut abgesichert durch eine am vorherigen Einkommen orientierte Rente galt der Ruhestand als eine Art „späte Freiheit“ nach einem

13 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland; Berlin 2005

14 Ebd., S. 40

15 Geschäftsstelle der Sachverständigenkommission zur Erstellung des Sechsten Altenberichts der Bundesregierung (Hg.): Altersbilder in der Gesellschaft. Themen und Ziele des Sechsten Altenberichts der Bundesregierung; Berlin 2010

16 Silke van Dyk / Stephan Lessenich: Ambivalenzen der (De-)Aktivierung: Altwerden im flexiblen Kapitalismus; in: WSI-Mitteilungen 10/2009, S. 540-546

mühevollen Arbeitsleben.¹⁷ Auch das nach dem Vorruhestandsgesetz von 1984 mögliche frühere Ausscheiden aus dem Erwerbsleben wurde vorwiegend als Chance für neue Freiheiten und Selbstverwirklichung angesehen.¹⁸ Wenn heute von Potenzialen und Kompetenzen der Alten die Rede ist, bedeutet dies eine Wende. „Die Kompetenzperspektive ... geht, wenn nicht mit einem umfassenden materiellen Angriff auf die Versorgung des Alters, so doch mit relevanten Einschnitten und einer moralischen Delegitimierung der über Jahrzehnte verankerten Verpflichtung des Ruhestands einher. ... Die Rente soll nicht mehr Einladung zum passiven Lebensabend, sondern Voraussetzung und Aufforderung für eine (eigen)verantwortliche Nutzung der Altersressourcen zum Wohle der Gesellschaft sein.“¹⁹

Die Aktivierungsformel vom „Fördern und Fordern“ gilt nicht nur für den Umgang mit Langzeitarbeitslosen, sie ist zu einer Art Leitbild zur Regulierung gesellschaftlicher Prozesse durch staatliche Instanzen geworden. Während sozialstaatliche Leistungen abgebaut werden, will man die Empfänger/innen in die Pflicht nehmen zur aktiven Mitwirkung an der Überwindung oder vorbeugenden Verhinderung ihrer Bedürftigkeit.²⁰ Das Bemühen der Sachverständigenkommission um eine Veränderung des gesellschaftlichen Altersbildes ist entsprechend als Versuch zu werten, auf der normativen Ebene den Willen zur Eigenverantwortung zu stärken. Das „Ruhestandsbewusstsein“ weiter Kreise der älteren Bevölkerung gilt als Hindernis ihrer Aktivierung.

Wie lassen sich unsere Befragungsergebnisse in diese Debatte einordnen? Gleich unsere erste Interviewpartnerin, die Hochschuldozentin Frau A, schien genau dem Bild zu entsprechen, das sich die Expertenkommission von den „Jungen Alten“ macht. Sie hätte ihre Berufstätigkeit an der Hochschule gerne fortgesetzt, musste aber an ihrem 65. Geburtstag ausscheiden. Es schien ihr, als sei sie an ihrem Ar-

beitsplatz nicht mehr erwünscht. Die offizielle Verabschiedung in den Ruhestand empfand sie als einen Bruch in ihrem Leben. Sie fühlt sich fit, sucht nach Herausforderungen und möchte mit ihrer Arbeit weiterhin etwas Nützliches bewirken.

Dann aber gelang es ihr – nunmehr als Rentnerin –, einen Lehrauftrag zu bekommen und daneben auf freiberuflicher Basis den Auftrag, ein Projekt zu akquirieren, an dem sie später selbst beteiligt sein wird. Das Einkommen aus diesen beiden Tätigkeiten würde zum Lebensunterhalt nicht ausreichen. Sie kann nur so agieren, weil sie über ein angemessenes und regelmäßiges Renteneinkommen verfügt. Insofern bestätigt sich an ihrem Beispiel die Auffassung der Gewerkschaften und Sozialverbände, dass eine Rente den Lebensstandard sichern muss. Im Fall von Frau A ist das Einkommen aus der Rente die Basis, von der aus sie relativ frei agieren kann. Sie kann nach ihren Interessen handeln und gegebenenfalls auf Tätigkeiten verzichten, die ihren Interessen zuwiderlaufen. War sie zunächst eher betrübt über ihr Ausscheiden aus der Hochschule, ist sie jetzt sehr zufrieden – zufriedener sogar als zuvor. Sie kann nun frei von bürokratischen Regeln agieren, von denen sie sich früher eingeengt fühlte.

Frau A möchte aber nicht, dass ihr Engagement ausgenutzt wird. Den Vorschlag, auf rein ehrenamtlicher Basis ohne jedes Entgelt ein Projekt durchzuführen, hat sie abgelehnt. Der Leitgedanke der Expertenkommission, dass Ältere im Gegenzug für ihre Versorgung durch die gesetzliche Rentenversicherung etwas für die Gesellschaft Nützliches zu leisten hätten, liegt ihr fern.

Von Frau A wie von den anderen Befragten wird die Rente nach wie vor als ein erworbenes Recht auf Ruhestand interpretiert. Sie haben ihr Leben lang Beiträge bezahlt, nun wollen sie im Alter in Ruhe gelassen werden. Wenn sie eine Erwerbstätigkeit aufnehmen, geschieht dies entweder aus finanzieller Notwendigkeit oder aus Freude an der Betätigung selbst, nicht aber aus Pflichtgefühl gegenüber der Gesellschaft.

17 Silke van Dyk / Stephan Lessenich: „Junge Alte“: Vom Aufstieg und Wandel einer Sozialfigur; in: dies. (Hg.): Die Jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur; Frankfurt a.M./New York 2009; S. 17

18 Ebd., S. 26f.

19 Ebd., S.33

20 Ausführlich dazu: Stephan Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus; Bielefeld 2008

6. Ausblick: Rettet den Ruhestand!

Die Antwort auf die eingangs gestellte Frage nach den Motiven von Erwerbstätigkeit jenseits der Altersgrenze muss mehrdimensional ausfallen. Finanzielle Gründe stehen dabei zunächst im Zentrum. Veränderte Bedingungen im Beschäftigungssystem, insbesondere die Zunahme der Niedriglohnbeschäftigung, häufigere Unterbrechungen von Erwerbstätigkeit durch Arbeitslosigkeit oder Phasen selbständiger Arbeit bewirken, dass die Rentenansprüche sinken. In Verbindung mit den Veränderungen im Rentensystem wird dies dazu führen, dass in Zukunft vermehrt Arbeitnehmer/innen nach ihrem 65. Geburtstag erwerbstätig sein werden.

Wenn das Erwerbseinkommen unabdingbare Ergänzung zur Rente ist, ergeben sich dadurch weitere Prekaritätsrisiken, wie einige unserer Interviewpartner/innen anschaulich geschildert haben. Denn einerseits nimmt die Wahrscheinlichkeit gesundheitlicher Probleme mit dem Alter zu, was zur Unterbrechung oder sogar Aufgabe der Erwerbstätigkeit führen kann. Andererseits sind Minijobs, wie sie einige unserer Befragten ausüben, häufig an den Rändern produktiver Arbeitsprozesse angesiedelt und damit stärker konjunkturabhängig und eher rationalisierungsgefährdet als andere Arbeitsplätze.

Ein Leben ohne Prekaritätsrisiken führen diejenigen unter unseren Befragten, die eine Rente bzw. Pension beziehen, mit der sie ihren Lebensstandard erhalten können. In materieller Hinsicht zumindest werden sie ihr Leben auch bei Erwerbsunfähigkeit ohne Abstriche fortführen können. Erwerbstätigkeit ist für sie eher die Möglichkeit zu einem Zusatzverdienst, der zeitweise eine Steigerung des Wohlstands ermöglicht. Für einige von ihnen ist das Zusatzeinkommen aus Erwerbsarbeit sogar völlig nachrangig gegenüber den Inhalten der Tätigkeit. Die Bezahlung gilt ihnen eher als Zeichen gesellschaftlicher Anerkennung.

Wer die Möglichkeit hat, im Alter einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, kann andere als finanzielle Beweggründe haben, sie wahrzunehmen. Wie wir vermutet hatten, nannten uns die Befragten Motive, die eher den Sinn der Arbeit betreffen, ihre Inhalte und sozialen Rahmenbedingungen. Diese Motive stehen den finanziellen nicht unverbunden gegenüber, sie

durchdringen sich quasi mit ihnen. Diejenigen, die arbeiten müssen, weil sie das Geld benötigen, gewinnen ihrer Arbeit zugleich einen Sinn ab, indem sie Handlungsspielräume als Herausforderung begreifen, eigene Ansprüche an die Arbeitsqualität stellen und Anerkennung suchen in einem kooperativen und kollegialen Umfeld. Darin gleichen sie den anderen Befragten, die den Zuverdienst nicht unbedingt benötigen und ihre Tätigkeit eher wie ein Hobby angehen. Was sie unterscheidet, ist das Maß an materieller Sicherheit. Wer unbelastet von Prekaritätsrisiken seiner Arbeit nachgehen kann, gewinnt darüber hinaus auch in der Sinndimension mehr Handlungsfreiheiten, insofern als die Erwerbstätigkeit wieder aufgegeben werden kann, wenn sie den eigenen Ansprüchen und Interessen nicht genügt. Es wäre interessant zu untersuchen, inwieweit Arbeitgeber auf solche Handlungsspielräume der Beschäftigten reagieren, ob sie unter Umständen zu Zugeständnissen bei den Arbeitsbedingungen oder bei der Entlohnung bereit sind, um eine bewährte Arbeitskraft zu halten.

Unsere Studie bleibt insofern einseitig, als wir nur solche Rentnerinnen und Rentner befragt haben, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Nur am Rande haben sie uns von ihren Erfahrungen mit ehrenamtlichen Tätigkeiten berichtet. Einige grenzten sich explizit ab von einem klassischen Bild des Ruhestandes, wonach Rentnerinnen und Rentner allein ihren persönlichen Freizeitinteressen nachgehen bzw. Müßiggang betreiben. Einige berichteten von Unverständnis, das ihnen von gleichaltrigen, nicht erwerbstätigen Bekannten entgegen gebracht wurde. Solchen Zusammenhängen, Abgrenzungen und Wechselwirkungen wäre in einer vergleichenden Untersuchung unterschiedlicher Gruppen von Rentner/innen nachzugehen.

In unseren Interviews wurde deutlich, dass die Befragten aus individuellen Interessen und Motiven einer Erwerbstätigkeit nachgehen – ganz so, wie andere dies aufgrund anderer Interessen nicht tun bzw. nicht tun müssen. Die Befragten gehen davon aus, dass sie durch ein ausgefülltes Arbeitsleben ein Recht auf Ruhestand erworben haben. Wenn sie arbeiten, tun sie dies nicht aus Pflichtgefühl der Gesellschaft gegenüber, sondern aus individuellen – materiellen oder anderen – Interessen.

Eine mögliche Arbeitslosigkeit hat nicht mehr den Schrecken wie früher, weil mit der Rente mögliche Zeiten ohne Beschäftigung überbrückt werden können. Die Sicherheit, die eine Rente bietet, ist das „Standbein“, das es ermöglicht, die Erwerbstätigkeit als „Spielbein“ zu nutzen – das ist aus allen unseren Interviews herauszulesen. „Der Unterschied ist der Grad der Freiheit“ – so brachte es Herr B auf den Punkt. Herr C beispielsweise setzt sein Hobby, Webseiten zu programmieren, in seiner Arbeit fort. Herr F genießt seinen Status als Minijobber, indem er seine Arbeitszeiten nach Bedarf einteilt. Frau E kann sich heute mehr um die Patient/innen kümmern als früher. Frau G betont das entspannte Arbeiten beim Zeitungsaustragen im Vergleich zu ihrer früheren stressbelasteten Tätigkeit.

Auch wenn die Befragten ihren Ruhestand teilweise aufheben durch Erwerbstätigkeit, so wissen sie es doch zu schätzen, dass sie durch die Rente über eine Grundsicherheit verfügen, die ihnen nicht genommen werden kann. Je näher sie mit der Rente an ihren vorherigen Lebensstandard herankommen, desto größer ist der Handlungsspielraum bei der Erwerbstätigkeit. Der Ruhestand wird dann nicht zum finanziell erzwungenen „Unruhestand“. Er bedeutet einfach mehr Freiheit, tun und lassen zu können, was gefällt. Hierfür die entsprechenden Rahmenbedingungen zu schaffen, wäre vorrangige Aufgabe einer emanzipatorischen Renten- und Seniorenpolitik.

Fair statt prekär

Mit der Schriftenreihe „fair statt prekär“ greift die Kooperationsstelle ein zentrales Problem der gegenwärtigen Arbeitsgesellschaft auf: die zunehmende Verunsicherung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern durch Flexibilisierung und Deregulierung der Beschäftigungsverhältnisse. „Precarius“ meint im Lateinischen so viel wie „auf Widerruf gewährt, unsicher, unbeständig“. Prekarisierung lässt sich in diesem Sinne umschreiben als sukzessive Rücknahme von Schutzregelungen, die zur Sicherung vor den Risiken der Lohnabhängigkeit in jahrzehntelangen Auseinandersetzungen vereinbart und erstritten worden waren. Schon längst geht es nicht mehr nur um die Bildung einer prekären Peripherie, auch die „Stammbelegschaften“ sind von der Destabilisierung des Beschäftigungssystems betroffen – sei es durch direkte Deregulierung oder durch indirekt wirkende Einschüchterung.

Was in der Wirtschaftspresse als „Freisetzung von Marktkräften“ gefeiert wird, empfinden die betroffenen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer schlicht als Zumutung und unfaire Behandlung. Proteste richten sich gerade auch dagegen, dass Unternehmen rücksichtslos ihren Vorteil auf Kosten von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern suchen. Dass Beschäftigte trotz harter Arbeit kein ausreichendes Einkommen erzielen, wechselnden Auftragslagen der Unternehmen ausgeliefert sind, Diskriminierungen und willkürliche Behandlung erdulden müssen – dies ist nicht nur ein Armutszeugnis für eine reiche Gesellschaft, es widerspricht auch den ethischen Grundsätzen einer Demokratie.

In der Broschürenreihe „fair statt prekär“ werden in loser Folge verschiedene Beiträge veröffentlicht, die das gemeinsame Ziel verfolgen, die Wirkungen der Prekarisierung auf Arbeitsbedingungen und Lebenslagen in der Region präziser herauszuarbeiten. Der Schwerpunkt liegt dabei weniger darauf, Abweichungen von einem eher abstrakten Maßstab „Normalarbeitsverhältnis“ festzustellen. Es geht vielmehr darum, Prozesse der Prekarisierung zu erfassen und Ansatzpunkte für Interventionen im Sinne einer fairen Beschäftigung herauszuarbeiten.

In der Reihe **fair** statt **prekär** sind bereits erschienen:



Martina Stackelbeck (Hg.)
Gefälligst zur Kenntnisnahme -
Wie die neue Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik sich im
östlichen Ruhrgebiet auswirkt
Sozialforschungsstelle Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr. 146
ISSN: 0937-7379



Melanie Mörchen
Praktikum als prekäre Beschäftigung -
Ausbeutung oder Chance zur Integration?
Sozialforschungsstelle Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr. 149
ISSN: 0937-7379



Klaus Kock, Ulrich Pröll, Martina Stackelbeck
fair statt prekär
Überlegungen zur Analyse und Gestaltung von Beschäftigungsverhältnissen in der Region
Sozialforschungsstelle Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr. 151
Dortmund 2006
ISSN: 0937-7379



Klaus Boeckmann
Ende der Talfahrt?
Entwicklung der Beschäftigung im Östlichen Ruhrgebiet
Sozialforschungsstelle Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr.152
Dortmund 2006
ISSN: 0937-7379



Manfred Koch
Letzter Ausweg Leiharbeit?
Die prekäre Wirklichkeit einer flexiblen Beschäftigungsform
Sozialforschungsstelle TU Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr. 154
Dortmund 2007
ISSN: 0937-7379



Klaus Kock (Hg.)
Der Preis der Freiheit
Solo-Selbstständige zwischen Vermarktung, Professionalisierung und Solidarisierung
Sozialforschungsstelle TU Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr. 164
Dortmund 2008
ISSN: 0937-7379



Klaus Kock
Prekäre Beschäftigung und lokale Gewerkschaftsarbeit
Eine Fallstudie aus dem Ruhrgebiet
Sozialforschungsstelle TU Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr. 168
Dortmund 2009
ISSN: 0937-7379



Klaus Boeckmann
Geteilte Zeit - Halbes Leid?
Beschäftigungsverhältnisse von Frauen und Männern
im Strukturwandel
Sozialforschungsstelle TU Dortmund
Beiträge aus der Forschung Nr. 170
Dortmund 2009
ISSN: 0937-7379

Bestellungen richten Sie bitte an:

Kooperationsstelle Wissenschaft-Arbeitswelt
Iris Kastel-Driller
Evinger Platz 15
44339 Dortmund
Tel.: 0231-8596-140
eMail:kowa@sfs-dortmund.de

Besuchen Sie auch unsere Internet-Seiten www.werkstadt-dortmund.de mit weiteren Informationen zum Thema fair statt prekär.

Kooperationsstelle Wissenschaft-Arbeitswelt

Sozialforschungsstelle Dortmund,
zentrale wissenschaftliche Einrichtung der
Technischen Universität Dortmund

Ziele

Organisation der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Arbeitswelt; Zusammenführung, Entwicklung und gemeinsame Nutzung von praktischem und wissenschaftlichem Wissen

Arbeitsschwerpunkte

- Regionaler Strukturwandel und Beschäftigungssystem
- Prekäre Beschäftigung
- Arbeitsgestaltung in neuen Branchen
- Betriebliche Arbeitspolitik
- Gestaltung guter Arbeit

Förderverein:

Die Kooperationsstelle wird vom „Verein zur Förderung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Arbeitswelt in NRW e.V.“ unterstützt. Mitglieder sind Gewerkschaften, Hochschulen, wissenschaftliche und andere Einrichtungen der Region, Einzelpersonen.



Kooperationsstelle
Wissenschaft-Arbeitswelt
Evinger Platz 15 · 44339 Dortmund
Tel.: 0231/8596-140
E-Mail: kowa@sfs-dortmund.de
Internet:
kowa-dortmund.de



tu technische universität
dortmund